

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Ulrich Oevermann:
Prof. Dr. Dr. h.c. Mario Rainer Lepsius
- Stephan Lessenich:
Die Externalisierungsgesellschaft
- Nicole Holzhauser:
Warum die Flugzeuge nicht landen
- Stefan Kühl:
*Die publikationsorientierte Vermittlung
von Schreibkompetenzen*
- C. Schneijderberg, D. Beit-Yaghoub, N. Goßmann,
J. Heyde, N. Kornke, M. Kuznetsova, J. Meemann,
S. Tieke, M. Tödtloff:
*Viele Daten – wenig Information
für Studieninteressierte*
- M. Rainer Lepsius:
Zum Beginn

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 1 • 2015

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).
Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Stephan Lessenich, E-Mail: stephan.lessenich@uni-jena.de.
Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,
Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,
E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.
Schatzmeisterin: Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,
Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,
D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,
Tel.: 0231/ 755 7135 Fax: 0231/755 6509.
Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.soziologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, www.campus.de
Geschäftsführer: Thomas Carl Schwoerer
Verlagsleitung Wissenschaft: Dr. Judith Wilke-Primavesi
Abonnenen- und Anzeigenbetreuung:
Barbara Müller, 0 69/97 65 16-812, mueller@campus.de

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:
Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat 70 €;
Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel);
Jahresabonnement Studenten/Emerit 30 €.
Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2015

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH
ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	5
-----------------	---

Identität und Interdisziplinarität

Ulrich Oevermann

Prof. Dr. Dr. h.c. Mario Rainer Lepsius	7
---	---

Stephan Lessenich

Die Externalisierungsgesellschaft	22
---	----

Forschen, Lehren, Lernen

Nicole Holzhauser

Warum die Flugzeuge nicht landen	33
--	----

Stefan Kühl

Die publikationsorientierte Vermittlung von Schreibkompetenzen.....	56
---	----

Christian Schneijderberg, Desiree Beit-Yaghoub, Nina Goßmann, Julian Heyde, Nicole Kornke, Maria Kuznetsova, Johanna Meemann, Sebastian Tieke, Maike Tödtloff

Viele Daten – wenig Information für Studieninteressierte?.....	78
--	----

DGS-Nachrichten

Veränderungen in der Mitgliedschaft	99
---	----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Familiensoziologie	102
---	-----

<i>Sektion</i> Soziologische Netzwerkforschung	105
--	-----

<i>Sektion</i> Wirtschaftssoziologie	108
--	-----

<i>Arbeitskreis</i> Interaktionsforschung	111
---	-----

Nachrichten aus der Soziologie

Habilitationen	115
Call for Papers	116
Zwischen Marktanpassung, Teilhabe und Identitätsarbeit • Religiöse Kommunikation und weltanschauliches Wissen • Konflikt(e) um Arbeit	
Tagungen	122
Methodenworkshop Ethnographische Perspektiven auf Macht- und Ungleichheitsverhältnisse • Workshop: Beyond methodological dualism • Symposium: Internal Migration and Commuting in International Perspective	
M. Rainer Lepsius	
Zum Beginn	126
Autorinnen und Autoren	128
Abstracts	130

Für H.-G. S.,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

hätte man sich diese Geschichte nicht schöner ausdenken können.

Robert Gernhardt, dem im Jahr 2006 verstorbenen Dichter und Zeichner, verdanken wir unter zahllosen wunderbaren Gedichten auch dieses: »Der Kragenbär, der holt sich munter / einen nach dem andern runter.«¹ Die Zeichnungen zu dem Vers zeigen einen Kragenbären von schräg hinten. »Mit was sich der Bär da brustseitig genau beschäftigt, sieht man auf den Bildern nicht – geistig wache Göttinger Studenten werden sich aber zurecht fragen, warum das Raubtier so einen roten Kopf hat und so eine entrückte Miene.« Das ist die sehr kompetente Beschreibung der Konstellation in der Süddeutschen Zeitung vom 14./15. August 2014. »Lust zur Nichtlust« kann man dem Kragenbären jedenfalls nicht nachsagen.²

Dass daraus aber eine Angelegenheit wird, über die im politischen Teil der SZ berichtet wird, ist doch erstaunlich. Andererseits, es handelt sich tatsächlich um ein politisches Problem, und sei es nur deshalb, weil politische Parteien involviert sind.

Aber was ist eigentlich passiert?

»Die Elche«, eine Göttinger Gruppe, die sich nach einer Tierart benannt hat, welcher der Dichter ebenfalls zugetan war, hat eine Initiative für ein Robert-Gernhardt-Denkmal gestartet. Der Einfachheit halber sollte es auf dem seit 2013 so benannten Robert-Gernhardt-Platz in Göttingen aufgestellt werden. Ergebnis der Initiative ist eine »kühlschrankgroße« Statue, mit der Siegfried Böttcher, Bildhauer aus Kassel, den Kragenbären von vorne zeigt und damit Klarheit schafft. Testweise wurde ein 18 cm großes Modell ausgestellt. Da war was los! »Meines Erachtens gibt es keine tiefergehende Botschaft bei diesem onanierenden Bären als den sexuellen Tabubruch«, zitiert die SZ die Göttinger SPD-Kulturdezernentin Dagmar Schlapeit-Beck. Rolf-Georg Köhler, mittlerweile SPD-Oberbürgermeister der Stadt, dagegen fand es »toll«, dass

1 Robert Gernhardt, F. W. Bernstein 1976, *Besternte Ernte*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins, S. 65.

2 Hans-Georg Soeffner 2010, *Lust zur Nichtlust*. Transformationen der Askese. In ders., *Symbolische Formung. Eine Soziologie des Symbols und des Rituals*. Weilerswist: Velbrück, S. 158.

über das Denkmal öffentlich diskutiert wird. Die CDU teilte im Sommer 2014 mit, sie habe sich »abschließend noch kein Bild« gemacht.

Da also politische Parteien in den Fall involviert sind, handelt es sich um eine konfliktvolle Angelegenheit. Allerdings ist der Konflikt nicht wohlsortiert, etwa der Unterscheidung zwischen rechts und links oder Kapital und Arbeit folgend, sondern er verläuft irgendwie quer. Die SZ meinte, es sei ein Konflikt zwischen den Geschlechtern. Das ist eine mögliche, wenn auch die Geschlechterfrage unzulässig auf einen binären Schematismus verkürzende, keineswegs aber die einzige Lesart. Denn es fällt unmittelbar ins Auge, dass sich Personen mit Bindestrich im Familiennamen gegen, Personen mit Bindestrich im Vornamen aber für das Bär-von-vorne-Denkmal positionierten. Zu Hans-Georg Soeffner, der im Herbst 2014 seinen 75. Geburtstag feierte, von hier aus eine Brücke zu schlagen, ist ein Leichtes. Sozusagen eine Brücke über den »Bärengaben« (SZ).

Was ist der heutige Stand?

Das Denkmal wird aufgestellt. Das Ergebnis der Abstimmung im Kultur-ausschuss des Stadtrates lautet: 8 Ja, 1 Nein. Die Delta Bau AG aus Hannover, Eigentümerin des Platzes (?) »ist einverstanden. Solange die Skulptur vor Graffiti geschützt ist und die Stadt die Unterhaltungskosten trage.« (Göttinger Tageblatt vom 16. September 2014) »Bald steht er«, textete der Spiegel. Na ja.

Robert Gernhardt hat dem Kragenbären noch ein weiteres Gedicht gewidmet. Es beginnt so: »Der Kragenbär in seinem Kragen / weiß nichts vom Singen und vom Sagen / Nie sang er auch nur einen Ton / von Sängern dacht' er voller Hohn [...]«, kommt dann mit kritischem Unterton auf des Kragenbären Artikulationsunfähigkeit (-unwilligkeit?) angesichts der Schönheit der Welt zu sprechen und schließt: »Wie anders Goethe, Kant und Benn / die weniger Verschwiegenen! / Sie ehret heute Flott und Heer / vom KRAGENBÄR spricht niemand mehr.«³ Heute wissen wir: Hier irrt der Dichter. Göttingen sei Dank.

Ihr

Georg Vobruba

³ Robert Gernhardt 1999, Gedichte. Zürich: Haffmanns Verlag, S. 16 (Herv. i. O.)

Prof. Dr. Dr. h.c. Mario Rainer Lepsius

Ein Nachruf*

Ulrich Oevermann

Der Tod von Mario Rainer Lepsius am 2. Oktober 2014 hat in der soziologischen Profession, aber auch in den Feuilletons der überregionalen Tageszeitungen eine große Resonanz hervorgerufen.

Lepsius gehörte der zwischen 1918 und 1931 geborenen Generation von Soziologen an, die – als sogenannte »Jungtürken« im Fachausschuss für Industriosozologie der DGS organisiert – im Anschluss an ihre Wiederbegegründung nach 1945 durch die vorausgehende Generation von Helmuth Plessner (geb. 1892), Max Horkheimer (1895), Otto Stammer (1900), Arnold Gehlen (1904), Theodor W. Adorno (1903), René König (1906) und Helmut Schelsky (1912) die Modernisierung und eigentliche Institutionalisierung der Soziologie an den deutschen Universitäten professionell betrieben hat: Hans Paul Bahrdt (geb. 1918), Friedrich H. Tenbruck (1919), Theo Pirker (1922), Ludwig von Friedeburg (1924), Heinrich Popitz, Karl Martin Bolte (1925), Thomas Luckmann, Werner Mangold, Helge Pross, Friedrich Weltz (1927), M. Rainer Lepsius, Erwin K. Scheuch, Manfred Teschner (1928), Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas, Renate Mayntz (1929), Friedrich Fürstenberg (1930), Peter Christian Ludz (1931). Diese Generation, die man allgemein als die »Nie wieder«-Generation bezeichnen kann, weil die Endphase ihrer Adoleszenzkrisebewältigung wesentlich mit dem desaströsen Ende der globalen Katastrophe des Nazi-Regimes und mit der spätestens 1945 unabweisbar einsetzenden Verarbeitung des durch dieses Regime verursach-

* *Anm. der Red.*: Wir danken Adalbert Hepp für seine Unterstützung.

ten und vom deutschen Volkssouverän zu verantwortenden Zivilisationsbruches zusammenfiel. Diese kollektive, biographieprägende Erfahrung führte zu einer habituellen Distanzierung von den vorausgehenden Generationen. Sie konnte Soziologie gar nicht anders betreiben denn als eine Dauerreflexion dieses Zivilisationsbruches. Sie musste aber zugleich auch die Soziologie radikal neu institutionalisieren und das hieß: sie an die fortgeschrittene, angelsächsische Soziologie vor allem hinsichtlich einer empirischen Sozialforschung und Theoriebildung anschließen.

In dieser maßgeblichen Generation war Lepsius in mehrfacher Hinsicht eine einzigartige Erscheinung. Er war als Einzelkind aus einer Familie mit einer jahrhundertelangen sächsisch-anhaltinisch-preußischen, kulturprotestantischen, bildungsbürgerlichen Tradition von Gelehrten, Akademikern und Professoren hervorgegangen: der Urgroßvater Carl Peter L. (1775–1853) Altertumswissenschaftler und Ratsherr in Naumburg; der Urgroßvater Karl Richard (1810–1884) Begründer der deutschen Ägyptologie; der Großvater Bernhard (1854–1934) Professor der Chemie und Fabrikdirektor; der eine Großonkel Reinhold (1857–1922) ein prominenter Maler, dessen ebenfalls als Malerin bekannte Frau Sabine einen berühmten Berliner Salon, eng mit dem George-Kreis verbunden, unterhielt; der andere Großonkel Johannes (1858–1926) Theologe, der durch seinen unermüdlichen Einsatz für die von den Türken verfolgten Armenier berühmt wurde und über deren Genozid die bis heute wichtigste Dokumentation zusammenstellte. Lepsius wuchs zunächst in Rio de Janeiro auf (deshalb sein erster, nicht rufender portugiesischer Vorname Mario), wo sein als Jurist promovierter Vater Wilhelm (1890–1942) für die Schering AG als Chemie-Kaufmann tätig war, wurde 1934 in Madrid eingeschult und kam dann 1936 nach München, wo er gleich nach Kriegsende das Abitur machte. Dort war er einerseits mit dem Nazi-Regime konfrontiert, profitierte aber gleichzeitig vom katholischen, dem NS-Geist tendenziell distanziert gegenüberstehenden Alltagsmilieu.

Ich breche die biographische Einbettung hier abrupt ab, weil Lebenslauf, autobiographische Selbst-Charakterisierung und ein sie ergänzendes Interview mit Adalbert Hepp und Martina Löw zum 80. Geburtstag von Lepsius¹ außerordentlich lebendig und farbig das Leben des Jubilars so präsentieren, dass daraus zugleich eine schonungslose und ironisch gebrochene Selbstdeutung und eine soziologische Analyse des »sozialmoralischen Milieus« wird, aus dem es hervorgegangen ist.

¹ Adalbert Hepp, Martina Löw (Hg.) 2008: M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession. Frankfurt am Main: Campus

Meine eigene Ein-Sozialisation in die Soziologie geht, nach einer ersten Faszination durch dieses Fach in einem Freiburger Proseminar bei Friedrich H. Tenbruck, wesentlich auf die Begegnung mit Lepsius zwischen Herbst 1961 und Winter 1964/65 zunächst in München und ab 1963 in Mannheim zurück. Lepsius, den der frisch als sudetendeutscher Emigrant aus den USA berufene Emerich K. Francis zum WS 1957/58 schon als – von Alfred von Martin – eingestellten Assistenten am neu gegründeten Institut für Soziologie (in der Theresienstraße) vorfand, war in diesem Institut in Lehre und Alltagsadministration die prägende Kraft. Man lernte Soziologie damals in München vor allem in den von Lepsius zu den verschiedenen Gegenständen der Soziologie in breiter Ausfächerung abgehaltenen Proseminaren, mit 80 bis 150 Teilnehmern. Es waren darunter, der damaligen Zeit entsprechend, nur wenige Studenten, die ihr Studium sofort im Fach Soziologie begannen. Die meisten hatten in allen möglichen anderen Fächern angefangen und waren darin auf vielfältige – häufig wissenschaftslogische – Probleme gestoßen oder hatten die Erfahrung gemacht, mit Fragen über die gesellschaftliche Einbettung der jeweiligen Fachrelevanz allein gelassen zu sein. Sie hofften, in der Soziologie einen Boden der Reflexion zu finden, und dieses Bedürfnis verband sich häufig damit, einen Bruch mit dem Bildungskanon der damaligen, vielfach noch von Lehrern mit NS-Vergangenheit repräsentierten Oberschule nicht länger aufschieben zu können. Das war genau die Konstellation, zu der die intellektuell herausfordernden Soziologie-Angebote von Lepsius passten. Er selber hatte nach einem Studienaufenthalt an der London School of Economics, wo er seine spätere Frau, damals Renate Meyer, kennenlernte, dann im Laufe seiner Münchener Assistententätigkeit bei dem Volkswirt Friedrich Lütge und durch ein intensives Soziologie-Studium an der Columbia-University in New York sowie an der University of Michigan, Ann Arbor, die Phase der »kognitiven Befreiung vom Nationalsozialismus« mit einer souveränen Aneignung soziologischen Denkens lange hinter sich gebracht. Man merkte auch als unerfahrener Novize, dass hier jemand vor einem stand, der ganz und gar selbständig, ohne große stützende Einbettung in eine »Schule« oder Institution seinen Weg illusionslos gegangen war entsprechend nüchtern die Konkretion der alltagssprachlichen Gegenstandserfahrung mit der verfremdenden soziologischen Begrifflichkeit aufbrach. Die Differenz von analytischen Unterscheidungen und empirischen Mischungsverhältnissen war ein Dauerthema und bereitete einen auf die Logik der Weberschen Idealtypenbildung vor. Das Ganze paarte sich mit einem beißenden Witz und einer zuweilen irritierenden Ironisierung, hinter der aber die

Freude des Dozenten an der Verblüffung durch erfolgreiche begriffliche Strukturierung beständig hervorlugte.

Ich wurde in München sehr schnell zum Vorsitzenden der örtlichen SDS-Gruppe gewählt. Das wussten natürlich Lepsius und die anderen Institutsassistenten: Heiner Treinen, Johann Jürgen Rohde und – für eine kurze Weile – Gertrud Neuwirth. Das wurde aber nicht anbiedernd wohlwollend kommentiert, sondern führte dazu, dass ich mich ständig gegen ironische Kommentierungen meiner fehlenden Standfestigkeit in Sachen Werturteilsfreiheit erwehren musste, ein hartes Training. Lepsius hat mich dann biographisch in einer prekären Situation zur Ordnung gerufen und gerettet. Ich hatte, weil ich mein Studium wesentlich selbst finanzieren musste, einen recht lukrativen Job als Studienleiter bei einem qualitativ arbeitenden Marktforschungsinstitut angenommen, in dem ich vor allem mit der Befragung von Lesern der Regenbogenpresse und der Analyse von qualitativen Interviews bis zur Berichtsabfassung beschäftigt und ständig in der ganzen Bundesrepublik unterwegs war. Ich war auf dem besten Wege, von den angenehmen Seiten dieser Beschäftigung zum faktischen Studienabbruch verführt zu werden. Daraus hat mich Lepsius im letzten Moment durch eine bissig ironische Intervention herausgerissen, als ich mit ihm zur Erlangung eines Studiennachweises für die Fortsetzung einer Kriegswaisenunterstützung nach dem Bundesversorgungsgesetz (später Honnefer Modell) ein Semester-Überprüfungsgespräch führen musste. Den dafür abzuliefernden Bericht über das vergangene Semester musste ich notgedrungen, weil ich kaum an der Uni war, frisieren, und dabei unterlief mir das Missgeschick, dass ich den Besuch einer kirchenhistorischen Vorlesung im Nebenfach einem Professor zugeordnet hatte, der in Wirklichkeit eine Professorin war. Das gab Lepsius die Gelegenheit zu einer kabarettistischen Nummer über die unglaublichen Methoden einer blitzartigen Geschlechtsumwandlung. Das hat mich so bloßgestellt und in die Realität zurückgeholt, dass ich sofort damit begann, die versäumten Studien so nachzuholen, dass ich in der Lage war, einige Klausuren erfolgreich abzuschließen. Aufgrund dieser Ergebnisse wurde mir eine Stelle als studentische Hilfskraft angeboten, so dass ich meinen Marktforschungs-Job weitgehend aufgeben konnte.

Die soziale Atmosphäre am Institut für Soziologie war vor allem auf Witz und Verfremdung abgestellt, zuweilen auch chaotisch. Neben den schon Genannten gehörten zum ständig im Institut versammelten engeren Kreis Ursula Kurz, später Wenzel, Johann Jakob Motz (†), Christa Rohde-

Dachser, Wolfgang Schulte, Constans Seyfarth, Walter Sprondel. Bei administrativen Aufgaben arbeiteten Lepsius und Francis häufig eng zusammen. Es war von Francis die Devise ausgegeben, dass niemand diese Sitzungen stören dürfe. Wenn das dann aus irgendwelchen Gründen doch unumgänglich war, sah man eine groteske Szenerie vor sich: Francis saß vor einer Reiseschreibmaschine, Lepsius diktierte ihm und spielte überzeugend den ob der Störung Empörten, während Francis erfreut über die Pause mit freundlichen Nachfragen für deren Verlängerung sorgte. Es gab wöchentliche Institutsbesprechungen, an denen alle Mitarbeiter teilnahmen. Auf einer solchen bemerkte Lepsius, dass sich Francis ein schreckliches, und dazu kalligraphisch geschriebenes Zitat aus Oswald Spenglers »Untergang des Abendlandes« gerahmt an die Wand gehängt hatte. Als Lepsius das sah, kommentierte er es empört und wortreich: Das ginge auf keinen Fall, das müsse sofort wieder abgehängt werden. Das tat Francis dann auch sehr bald. Eine Woche später bemerkte Lepsius die Entfernung des Undings. Nun drehte er alles um: Ja, warum denn dieser sinnreiche Spruch, der zudem doch auch so kunstvoll geschrieben worden war, geradezu eine Zierde des Dienstzimmers, nicht mehr dort hing. Das sei doch sehr schade, usf. In diesem Zusammenhang muss ich eine exemplarische Schilderung dieser skurrilen Formen des vor allem von Lepsius, an dem in der Tat ein Kabarettist und Schauspieler verloren gegangen war, gefütterten Amusements, das immer auch die Funktion hatte, durch Kontrastierung die Seriosität der Amtsgeschäfte umso deutlicher einzufordern, korrigieren. In dem Interview mit Hepp und Löw erwähnt er die (in einem Artikel des SPIEGEL über die Auswüchse der Ordinarien-Universität kolportierte) Story über die Sortierung von Leibchen, die eine studentische Hilfskraft für Francis habe durchführen müssen. Lepsius verbreitete wohl, das sei ich gewesen, als ich aus einem Koffer von Francis Bücher hätte herausholen müssen, in dem sich auch Leibwäsche befand. Das trifft so nicht zu. Die Sortierung oblag der Hilfskraft Kristine Krauthoff (die später »From Generation to Generation« von Shmuel N. Eisenstadt übersetzte), und diese Begebenheit gelangte dann über Alfred Edel, später als Schauspieler in Kluge-Filmen bekannt geworden, damals Hilfskraft bei Johannes Winckelmann im Max-Weber-Archiv, an Sophie von Behr, die den SPIEGEL-Bericht schrieb. Was meine damalige Tätigkeit anbetrifft – und daran wird sich Lepsius wohl erinnert haben –, gab es eine andere bezeichnende Episode: Nachdem Francis beständig über das Chaos in seinen Unterlagen geklagt hatte und dass nichts zu seiner Beseitigung geschehe, hatte Lepsius mir die Anweisung gegeben, alle Sonderdrucke und sonstigen

Fremd-Manuskripte, die sich beim »Chef« angesammelt hatten, säuberlich zu ordnen nach Kategorien, die ich mir ausdenken sollte. Das war gar nicht so einfach. Ich hatte dann zwei eigentümliche Restkategorien gebildet: »Zeltausrüstungen« und »Polar- und Alpinausrüstungen«. Als Lepsius meine vollendete Arbeit abnahm und inspizierte und die entsprechenden Ordner mit ihrer deutlichen Beschriftung eingereiht sah, brach er in authentisch gespielte Entzückensrufe aus: »Großartig, Oevermann, das ist ja genial. Endlich haben wir hier eine Ordnung«. Das Ordinarienhafte an Francis »Instituts-herrschaft« drückte sich eher in operettenhaft skurrilen Überzeichnungen aus, so wenn er einem aus heiterem Himmel eine Stuyvesant aus seiner Schachtel anbot mit der Bemerkung: »Nehmen Sie die, die ist schon etwas verknittert«.

Aus dieser Zeit stammt auch eine Lepsius'sche Erzählung, die uns alle zum Wiehern brachte. Wahrscheinlich im SS 1963 war Talcott Parsons, den ich damals betreuen musste, für ein Gastsemester in München, zu dem sich die höheren Semester in einem Oberseminar mit Referaten vorbereiten mussten. Parsons logierte damals in einem Hotel-Restaurant in der Nähe des Englischen Gartens, ich glaube, es war das »Halali«, in dem auch Winckelmann bei seinen München-Aufenthalten wohnte. An einem Abend müssen sich dort Winckelmann, Parsons, Horkheimer, Francis und wohl auch Lepsius zum Essen getroffen haben. Im Gespräch stellte dann Winckelmann fest, dass unter den Anwesenden Parsons der Einzige sei, der Max Weber noch lebendig erlebt habe (als Student in München, was natürlich Unsinn war, denn Parsons studierte von 1925 bis 1927 in Heidelberg Nationalökonomie und lernte in der Zeit Marianne Weber kennen, Max war schon lange tot). Jetzt wurde er aufgefordert, mit Nachdruck wohl von Horkheimer, er möge doch Weber mal nachmachen, man wolle unbedingt seinen Sprachgestus in Erfahrung bringen. Das muss Parsons auch gemacht haben mit seinem Ostküsten-Tonfall und die ganze Runde brach in homerisches Gelächter aus.

Lepsius erledigte damals ein ungeheures Arbeitspensum. Neben der zeitraubenden Institutsarbeit und Lehrtätigkeit musste er die Habilitationsschrift über »Soziale Schichtung in der industriellen Gesellschaft« abschließen, weil sich in Mannheim eine Berufungschance ankündigte. Das Verfahren musste also so schnell wie möglich beendet werden und dazu mussten, in einem Abstand von zwei Wochen zwei gewichtige Vorträge, der Fakultätsvortrag und die Antrittsvorlesung, verfasst werden. Sie haben sich später

als ganz wichtige und wegweisende Stücke der Lepsius'schen Soziologie erwiesen, in der materiale Gegenstandsanalysen zu zentralen theoretischen Modellbildungen verdichtet werden, die zugleich einen exemplarischen Beitrag zu einer historisch-typologischen Strukturanalyse darstellen. Der eine Vortrag wurde unter dem Titel »Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen« 1964 veröffentlicht. Er ist nach wie vor einer der wichtigsten soziologischen Beiträge zur Intellektuellen-Problematik. Dies ist ein erfolgreicher Versuch, die scheinbare Strukturenthobenheit sozial »ortloser« Intellektueller in einer Rekonstruktion der dahinter liegenden Struktur als Institution zu bestimmen. Der andere erschien unter dem Titel »Immobilismus: Das System der sozialen Stagnation in Süditalien« 1965. Es ist ein Meisterstück soziologischer Analyse, wie sie Lepsius seither erfolgreich betrieben hat. Unter Rekurs auf die Analytik des auf Durkheim zurückgehenden Anomiemodells von Robert K. Merton, dem von Lepsius bevorzugten Meister der Theorien von mittlerer Reichweite, werden sowohl die Strukturgesetzmäßigkeit des süditalienischen Immobilismus als auch deren historische Genese präzise herausgearbeitet. Mit ihr kann man schlüssig erklären, warum dieselben Menschen, die in ihrem Herkunftsmilieu im süditalienischen Immobilismus quasi fatalistisch sich diesem ergeben, sich äußerst mobil und aufstiegsorientiert verhalten, sobald sie zum Beispiel in die USA ausgewandert sind, sich dabei aber mühelos als in ihrer Identität unverändert selbst erfahren. Mit diesen beiden Meisterstücken war der weitere Weg soziologischer Analyse vorgezeichnet, die für Lepsius in Lehre und Forschung typisch war.

Es ist sehr bedauerlich, dass er seine schichtentheoretische Habilitationsschrift, die ich als Hilfskraft in Mannheim ebenso Korrektur gelesen habe, wie die beiden eben genannten Aufsätze, aus völlig unnötigen Skrupeln, die er später selbst bedauerte, nie publiziert hat. Es geht ihm darin auch um eine kultursoziologische Ergänzung und Umpolung der funktionalistischen Schichtungstheorie in Richtung auf eine materiale Identifikation der (den bloß statistischen Abgrenzungen von Schichten korrespondierenden) subkulturellen Milieus, die in ihren Deutungen und subjektiven Motivlagen auf objektive Strukturprobleme und durch sie bedingte Interessen »reagieren«. Diese Erklärungsversuche wären hilfreich gewesen, um die in den folgenden Jahren sterilen politisierten Streitereien über Klassen- vs. Schichtentheorien, wie sie gerade auch in der Erziehungssoziologie und Sozialisationsforschung die materiale Forschung lähmten, zu überwinden. Diese Schrift hat mir die zentrale Bedeutung von Deutungsmustern als eigenlogischen Gebilden gezeigt und auf

das Problem der Begrenzung eines wissenssoziologischen Konstruktivismus verwiesen, wenn darin nicht analytisch klar zwischen der Deutung selbst und dem objektiv vorgegebenen Deutungsproblem unterschieden wird. Hier liegt der Grund für die später von Lepsius, gerade auch in der Auseinandersetzung mit dem Werk Max Webers, ins Zentrum seines soziologischen Denkens gerückte Interdependenz von Interessen, Ideen und Institutionen.

Kaum war das Habilitationsverfahren abgeschlossen, wurde Lepsius an die Wirtschaftshochschule Mannheim, seit 1967 Universität, auf einen Lehrstuhl für Gesellschaftsanalyse berufen und begann sofort im WS 1963/64 mit einer großen Vorlesung über Makrosoziologie, speziell Klassen- und Schichtungstheorien. Lepsius nahm mich damals als Hilfsassistent mit an seinen neuen Lehrstuhl. Ich erlebte die Anfänge einer wunderbaren und beeindruckenden Zusammenarbeit zwischen vier neuen jungen Ordinarien an der Mannheimer Hochschule, aus denen dann die bis heute herausragenden Mannheimer Sozialwissenschaften bleibend hervorgingen. Das waren der Philosoph und Soziologe Hans Albert (geb. 1921) aus Köln, der Politologe Rudolf Wildenmann (geb. 1921) ebenfalls aus Köln und der Sozialpsychologe Martin Irlé (geb. 1927) aus Mannheim. Für mich tat sich da eine neue Welt auf, vor allem im Hinblick auf eine wissenschaftslogisch durchreflektierte empirische Sozialforschung. Lepsius, der später mit guten Argumenten die Gruppen-Universität nach 1968 als staatlich veranlasste Deprofessionalisierung einer wissenschaftsautonomen Einheit von Forschung und Lehre massiv kritisierte, gestaltete mit seinen drei Kollegen, zu denen später noch der Historiker Erich Mattias kam, eine produktive, zum Beispiel sich in sehr anregenden gemeinsamen Kolloquien der vier bzw. fünf Lehrstühle manifestierende Kooperation in der Strukturlogik amerikanischer Departments – im bewussten Kontrast zur Strukturalternative von durch einzelne Ordinarien geleiteten Instituten.

Lepsius hielt vorzügliche, materialreiche Vorlesungen und erarbeitete in den Seminaren begrifflich-analytische Klärungen der ihn interessierenden gegenstandsbezogenen Modell- und Typenbildungen, immer auch mit Bezügen zu aktuellen gesellschaftlichen und politischen Prozessen. Mit Vorliebe benutzte er Texte, an denen sich die Erschließung von Strukturgesetzmäßigkeiten demonstrieren ließ, die nicht an der Oberfläche ihrer alltags-sprachlichen Ausdrucksgestalten lagen: so etwa in dem Aufsatz »Wasserkochen in Peru«. Er analysierte darin das Scheitern der engagierten Bemühungen von amerikanischen, sozialwissenschaftlich vorgebildeten Field-Work-

ern, infektiöse Epidemien dadurch zu verhindern, dass sie die indigene Bevölkerung anhielten, das Wasser keimtötend abzukochen. Er erklärte den regelmäßigen Misserfolg solcher Empfehlungen damit, dass die statusniedrigen Personen diese Empfehlung aus Gründen der erhofften Statuserhöhung im Kontakt mit den Fremden viel eher befolgten als die »Eliten«, die ihrerseits genau darin den Beleg dafür sahen, wie gefährlich das »Heiße« war, was sich – analog zum Fieber – bei den Statusniedrigen in deren durchschnittlich höheren Erkrankungsraten zu manifestieren schien. Oder die wunderbaren, auf ethnographischen Vorgehensweisen beruhenden Untersuchungen von Donald F. Roy über Akkordarbeit und je gruppenspezifische Vertaktungen von hoch routinisierten Arbeitsabläufen. Von den soziolinguistischen Untersuchungen Basil Bernsteins, die mir später als Ausgangspunkt meiner soziolinguistischen Dissertation bei Habermas in Frankfurt dienten, habe ich in der Schichtungsvorlesung von Lepsius zum ersten Mal gehört. Ihn interessierte an diesen Untersuchungen vor allem die analytische Differenz zwischen psychologisch fass- und testbaren individuellen Fähigkeitsdifferenzen und milieuspezifisch institutionalisierten Strategien des Sprachgebrauchs. Erst diese analytische Differenz eröffnete eine Interpretation, in der, wie ich später auch empirisch nachweisen konnte, gerade die psychologisch intelligenteren Unterschichtkinder besser ihre milieueigenen Strategien der Verbalisierung beherrschten, die aber zu einer Sprachperformanz führten, die in sprachlastigen Tests ähnlich wie im Urteil der Lehrer als geringere Fähigkeiten interpretiert wurden.

Zur »guten Soziologie« im Sinne von Lepsius gehörte – und das lernte man in seinen Veranstaltungen durchgängig – eine innere Ablehnung von psychologischen Interpretationen und Erklärungen. Sie standen unter dem Verdacht einer unsoziologischen Reduktion, ähnlich wie bei Durkheim. Exemplarisch ließ sich das an der Sozialisationsforschung ablesen. Soziologisch war in ihr, mit Ausnahme der Bernsteinschen Untersuchungen, eigentlich nur die Auflistung von sozialen Faktoren als Randbedingungen für die Geltung psychologisch gefasster Mechanismen, mit denen die Befunde erklärt wurden. In dieser Blickweise erschienen dann auch die Ergebnisse der Sozialisationsforschung als etwas, das sich auf die Banalität der sprichwörtlichen Einsicht »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm« reduzierte, statt die viel spannendere Möglichkeit ins Auge zu fassen, dass und wie unter ungünstigen Bedingungen in bestimmten Milieus dennoch erstaunliche Bildungsprozesse emergieren können.

Umgekehrt erprobte Lepsius auch allzu gerne den Erfolg von durch soziologische Analyse angeleiteten Strukturierungen von irritierenden Vorgängen im Alltag. Auf einer der ersten Reisen von München nach Mannheim handelte der in Augsburg haltende Zug sich erhebliche Verspätung ein, weil eine Truppe amerikanischer Soldaten am Gleis umherirrte auf der Suche nach den für sie reservierten Plätzen. Der Schaffner, der sich mit ihnen nicht verständigen konnte, wurde seinerseits immer nervöser und ratloser. Wir schauten uns das aus dem Fenster lehrend an und Lepsius rief plötzlich dem Schaffner auf dem Perron auf bayrisch zu: »Jo, jo, do sigt mas wieda, die Amerikaner san an oim schuid«. Der Schaffner guckt auf, reagiert erst einmal indigniert auf die Fremdeinmischung in seine Dienstgeschäfte, aber sofort hellt sich seine Miene auf und erleichtert schreitet er weiter auf dem Wege zu den Soldaten, den Lepsius'schen Strukturierungsspruch gelöst mehrfach seinerseits ausstoßend.

Mannheim war lokal natürlich ein ganz anderes Pflaster als München, und da ich am Ort sesshaft sein musste, während Lepsius in den ersten Monaten wöchentlich nach München zurückfuhr, war ich ihm in der Erkundung der in Mannheim zumindest damals sehr unterschiedlichen Quartiere und Milieus voraus. Als ich ihm davon erzählte, dass in einer Kneipe im Jungbusch, dem Mannheimer Binnenschifferhafen, eine Ein-Mann-Kapelle zu hören war, also ein Musiker, der zugleich mehrere Instrumente: Mundharmonika, Schlagzeug, Trompete, Klarinette, etc. spielte, und dieser eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Talcott Parsons aufweise, z.B. genau wie dieser in seiner langen Hosentasche beständig einen Haufen Münzgeld durch die Hand rieseln lasse, war er sofort dabei, diese Entdeckung nachzuprüfen.

Da nicht abzusehen war, wann Mannheim den Status einer Universität erlangen würde, ich an der Wirtschaftshochschule aber nur unter der Voraussetzung promovieren konnte, vorher ein Diplom in Volks- oder Betriebswirtschaftslehre erworben zu haben, und mir dieser Weg zu lang war, begann ich während meiner Hilfskraftzeit ein Studium in Heidelberg an der Philosophischen Fakultät bei Ernst Topitsch und bei Jürgen Habermas, um dort promovieren zu können. Die Habermas-Seminare interessierten mich vor allem. Habermas war damals mit der Abfassung seiner »Logik der Sozialwissenschaften« beschäftigt und ich fühlte mich provoziert, mehrere Diskussionspapiere zum Neukantianismus zu verfassen, natürlich aus der Mannheimer Perspektive, vor allem der von Hans Albert. Aber Habermas schreckte das nicht, er brauchte damals einen Mitarbeiter, der in Fragen der

Sozialisationstheorie und -forschung in der Lage war, ihn bei seiner intensiven Beratungstätigkeit im gerade gegründeten Institut für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft zu unterstützen. Er bot mir, als er die Horkheimer-Nachfolge in Frankfurt antrat, am dortigen Doppellehrstuhl für Philosophie und Soziologie die Verwaltung einer soziologischen Assistentenstelle an, die ich ohne formellen Studienabschluss antreten konnte. Das gab es damals noch an Philosophischen Fakultäten. Das Angebot nahm ich natürlich mit Freuden an, obwohl die Umstellung auf die Frankfurter Verhältnisse gewaltig war. Lepsius, der Habermas sehr schätzte (umgekehrt galt dasselbe), »gab mich sofort frei«, mir sogar sehr zuratend.

So eröffnete sich mir ein Weg, auf dem ich für meine berufliche Sozialisation aufs glücklichste von zwei wirklich klassischen, außerordentlich professionellen Ordinarien Wissenschaft gelernt habe, wie es besser wohl nirgendwo möglich gewesen wäre. Ich habe die Ordinarien-Universität auf diesem Wege von ihrer besten Seite erfahren, in einer Zeit als sie strukturell in einer merkwürdigen Koalition von staatlicher Administration und Studentenbewegung verabschiedet wurde.

Der Kontakt mit Lepsius blieb erhalten, wurde aber naturgemäß immer schwächer. Eine gewisse Ironie liegt darin, dass ich von Berlin aus (in Frankfurt hatte ich noch eine Honorarprofessur) 1974 einen Ruf auf einen der beiden seit der Emeritierung bzw. dem Weggang von Mühlmann und Topitsch 1969 verwaisten Lehrstühle für Soziologie in Heidelberg erhielt. Ich verhandelte zwar, aber nach einem als Erprobung gedachten Vertretungssemester strich ich sofort die Segel, weil ich mir nicht vorstellen konnte, im Neuaufbau die vielen Probleme zu bewältigen, vor allem die Auseinandersetzungen mit den vom Ostasieninstitut ausgehenden wilden linken Programmierungen unter dem unangefochtenen KBW-Führer Joscha Schmierer. In den Lehrveranstaltungen des Probesemesters stand ich vor einer unüberwindlichen, sich rabiät gebärdenden feindlichen Gesinnungsmauer. 1976 hat dann Wolfgang Schluchter, nach einer Intervention von Lepsius und Albert angesichts der drohenden Schließung der traditionsreichen Soziologie in Heidelberg zu deren Rettung einen Ruf auf einen dieser Lehrstühle angenommen und einen sehr erfolgreichen, zähen Neuaufbau geleistet, der dann 1981 dazu führte, dass Lepsius den zweiten, von Schluchter mühsam wieder zurückgewonnenen Lehrstuhl besetzte, den er bis zur Emeritierung 1993 innehatte.

Lepsius hat sich nie die Zeit genommen für große ausgreifende Monographien, aber er hat zu einer Vielzahl von Themen äußerst anregende, analytisch prägnante Aufsätze vorgelegt, die eine enorme Wirkung erreichten. Ich will hier noch die folgenden Beispiele hervorheben: »Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft« (1966) hat nicht nur im eigenen Fach, sondern auch in der Geschichtswissenschaft starke Spuren hinterlassen. Darin werden jeweils die epochalen Ausgangslagen für die deutschen Parteigründungen bestimmt. Wiederum wird gezeigt, wie aus der Bewältigung von objektiven Strukturproblemen und Lebenslagen »sozialmoralische Milieus« je epochenspezifisch hervorgehen, deren Deutungen leitend in die Programmatik der neu entstehenden Parteien übergehen, sich dort in ihrer Eigenlogik verselbständigen und als solche in die institutionelle parteispezifische Gestalt der gesellschaftlichen Entwicklung wieder zurückwirken. Lepsius kann mit diesem Modell gut die relative Konstanz bzw. das Beharren von regionalspezifischen Mobilisierungschancen der Parteien über längere Zeiträume, das heißt bei wechselnden objektiven Lagen, erklären.

«Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den »Führerstaat« Adolf Hitlers« (1986 bzw. 1993) hat vor allem bei den Historikern als erfolgreiche Anwendung des Weberschen Charisma-Theorems auf die Naziherrschaft überrascht. Dadurch ist der Charismabegriff von seinen ideologiekritischen Missverständnissen und seinen alltagssprachlichen Verflachungen befreit worden und als strukturanalytisch zentrales Werkzeug für die soziologische Deutung von Prozessen der Krisenbewältigung in Herrschaftsbeziehungen gereinigt worden.

Seit 1976 arbeitete Lepsius gemeinsam mit Wolfgang Schluchter an der großen kritischen Weber-Gesamtausgabe – eine Herkules-Aufgabe. Bis zu seinem Tode war Lepsius hauptsächlich mit der Edition der Weber-Briefe beschäftigt, zum Schluss mit der besonders interessanten und heiklen Korrespondenz mit Else Jaffé-Richthofen. Für den sehr gebildeten Lepsius eine willkommene Gelegenheit, die subtilen Hintergründe der Weberschen lebensweltlichen Komplexität auszuleuchten und dabei die Gefahr der Bedienung von Voyeurismus souverän zu umgehen.

Der Dienst an der Weber-Gesamtausgabe wurde zur jahrzehntelangen Fronarbeit, die Lepsius geduldig und diszipliniert erledigte, ohne seine neugierige Partizipation an den Zeitläuften einzubüßen (»Das liest außer den Japanern sowieso niemand«, pflegte er zuweilen über diese Editionsarbeit illusionslos

zu spotten). Aber er verfiel auch nicht in Weber-Exegese und -Philologie. Das sogenannte »Weber-Paradigma« rekonstruierte er als ein unabgeschlossenes offenes System mit einer darin eingeschlossenen latenten Entwicklungstheorie. Es galt, dieses als ungehobenes Potential für zukünftige materiale Gesellschaftsanalysen als Ganzes zu füllen, statt es segmentär in verselbständigten Einzelthemen zu isolieren, die in endlosen sterilen Debatten über Wertfreiheit, oder über die Beziehung zwischen der protestantischen Ethik und der Entstehung des Kapitalismus, oder über die teleologische Zwangsläufigkeit des »stählernen Gehäuses der Hörigkeit«, oder über die angebliche Irrationalität der charismatischen Herrschaft oder über die Methodologie der Idealtypenbildung versandeten. Erst recht waren ihm die »Pokalendspiele« zwischen der Marxschen Theorie und der Weber-Soziologie zuwider, die in den 70er Jahren endlos mit den immer schon vorprogrammierten Endergebnissen wiederholt wurden.

In der Auseinandersetzung mit dem Weberschen Werk² entwickelte Lepsius die maßgeblichen Leitplanken für seine Institutionenanalyse und für materiale Analysen auf den Gebieten der Demokratieentwicklung in Deutschland, des Prozesses der europäischen Einigung, der Konstitution des deutschen Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert, der Dynamik des sozialen Wandels, der Strukturgesetzlichkeit in der Formierung sozialer Ungleichheit, der Entwicklung und des Wandels der Universität.

Mit seiner Neugierde, seiner Bereitschaft immer alles radikal in Frage zu stellen, kontrastierte die ungeheure Disziplin seines Schaffens, die man zuerst, wenn man dem Charme und der Suggestion seiner Spottlust erlegen war, gar nicht erwartete. Seine »amtsethische« Fronarbeit erledigte er mit Umsicht und großem Fleiß. Als sich die DGS im Umkreis von 1968 in der akuten Gefahr der Auflösung befand, verhinderte er das mit seiner bewusst zur Rettung des Faches übernommenen Präsidentschaft von 1971 bis 1973. Nicht zuletzt ging daraus das Mitteilungsblatt »Soziologie« hervor, in dem diese Zeilen erscheinen. Von den vielen Aktivitäten im Dienste der Soziologie seien summarisch genannt die ganz frühen Bestandsaufnahmen der Fächer Soziologie und Politologie im Auftrag der DFG, zu denen Lepsius in den

2 Symptomatisch dafür: »Max Weber in München. Rede anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel«, Zeitschrift für Soziologie, 6. Jg., Heft 1, 1977; »Die Soziologie und die Kriterien sozialer Rationalität«, Soziale Welt, 40. Jg., Heft 1/2, 1989; »Interessen und Ideen. Die Zurechnungsproblematik bei Max Weber«. In Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius, Johannes Weiß (Hg.) 1986. Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen: Westdeutscher Verlag, 20–31.

50er Jahren mit einer Isetta die ganze BRD bereiste; seine zahlreichen Gutachter Tätigkeiten; die vielen getreuen Nekrologe, in denen er seinen Dank, vor allem auch den Emigranten unter den deutschen Soziologen, abstattete; die zahlreichen Herausgeber Tätigkeiten und schließlich die sehr erfolgreiche und verdienstvolle Mitwirkung bei der Gründung des Soziologischen Instituts der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg unmittelbar nach der Wende, die eingebettet war in seine sehr aktive Rolle bei der Neubegründung der Soziologie in den neuen Bundesländern und der Bereinigung der Trennung von lehrender Universität und forschender Akademie der Wissenschaften in der ehemaligen DDR.

Im Grunde seines Herzens war Lepsius auf der Folie seiner ausgeprägten bildungsbürgerlichen Herkunft und seiner Zugehörigkeit zur Generation der um 1930 Geborenen, aus der die meisten der bedeutenden Intellektuellen der Bundesrepublik Deutschland hervorgegangen sind, auch ein leidenschaftlicher Intellektueller. Aber nicht einer, dem die Soziologie dazu diente, ihn als Intellektuellen mit Material zu versorgen. Viel mehr erlegte ihm die Verpflichtung zur wissenschaftlichen Rationalität und zur Dienerschaft an der Soziologie als Fach eine Disziplin auf, die auch dem Raisonement des Intellektuellen Zügel anlegte. So bedauerte er, der doch sehr wach sein Ohr dem Raunen des Zeitgeistes zuwandte, nicht schnell und entschlossen genug darauf zu reagieren, wie es ihn an Habermas' Interventionen, etwa im Historikerstreit, beeindruckte. Sonst hätte er direkter reagiert auf die großen Themen der Wiedervereinigung, der Europäischen Einigung, der sogenannten Vergangenheitsbewältigung, der Umbrüche von 1968 oder des sich wandelnden Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft.

Sein Haus in Weinheim war häufiger Treffpunkt bedeutender Gelehrter: Reinhard Bendix, Peter Gay, Burkhard Holzner, Lewis Coser, Pietro Rossi, Shmuel Eisenstadt, Günther Roth. Mit den früheren Peers an der Columbia Universität in New York hielt er bis zum Schluss Verbindung: so mit dem legendären Juan Linz. Mit Richard F. Hamilton, dem Autor der in Deutschland sträflich vernachlässigten Untersuchung »Who Voted for Hitler?«, traf er sich bis zum Schluss einmal im Jahr, wenn dieser die Verwandten seiner Frau in Mannheim aufsuchte.

Ein Eingreifen in die Politik war mit seinem ausgeprägt professionsethischen Verständnis von Wissenschaft habituell nicht vereinbar, wiewohl ähnlich wie bei Weber von seinem Naturell und seiner kommunikativen Begabung her mehr als naheliegend. Dennoch hatte er die Politik unmittelbar im

eigenen Haus in Gestalt seiner Ehefrau Renate, die in der sozialliberalen Koalition als Bundestagsabgeordnete der SPD (1972–1987) für die frauenrechtliche Gesetzgebung in der BRD maßgeblich war. Von ihr wissen wir aus einem Interview, das Birgit Meyer mit ihr geführt hat,³ dass sie, als 1964 das ersehnte Kind, Oliver, geboren wird, die anvisierte politische Karriere unterbricht, um einschränkungslos ihre Mutterschaft in den ersten Jahren ihres Kindes wahrzunehmen. 1970 nimmt sie dann Stück für Stück ihre politische Tätigkeit wieder auf, und im Gegenzug zu ihrem Karriereverzicht nach der Geburt des Kindes wird offensichtlich nicht ganz einfach vom Ehepaar Lepsius ausgehandelt, dass nun, 1972, nach einem Ruf an die Universität München, dem Lepsius sehr gerne gefolgt wäre, seine Frau am Zuge war, die ihren Wahlkreis in Rastatt und ihre Position in der Landespartei Baden-Württemberg nicht aufgeben wollte. Mit seiner Frau, die, als studierte Historikerin, ebenfalls aus einem kulturprotestantischen Berliner Familienmilieu stammte, teilte Lepsius das selbstverständliche Interesse an bildender Kunst. Beide besuchten um die Wende herum intensiv die Ateliers ostdeutscher Künstler. Lepsius überlebte seine Frau um etwas mehr als 10 Jahre – 10 Jahre, in denen er sie, wenn man genau hinhörte, unvermindert betrauerte.

Obwohl seine Erkrankung und sein Tod ihn aus unabgeschlossenen Arbeiten für sein Fach herausrissen, liegt ein Leben vor uns, das auf eine exemplarische Weise die hohen Bewährungsanforderungen seines Herkunftsmilieus erfüllt und sich zu einer unvergleichlichen, geschlossenen Sinngestalt gerundet hat. Er hat der deutschsprachigen und der internationalen Soziologie eine unwiderrufliche Prägung gegeben, die sich ins professionsethische Über-Ich der nachfolgenden Generationen gebieterisch eingraviert und eingravieren wird.

3 Birgit Meyer 1997: Frauen im Männerbund. Politikerinnen in Führungspositionen von der Nachkriegszeit bis heute. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Die Externalisierungsgesellschaft¹

Ein Internalisierungsversuch

Stephan Lessenich

»Was haben die Römer je für uns getan?« Beim konspirativen Treffen der nicht gerade unter übermäßigem Mitgliederzulauf leidenden Volksfront von Judäa in »Monty Python's Life of Brian« entwickelt sich auf diese eher rhetorische Frage ihres Anführers hin eine durchaus bemerkenswerte Diskussionsdynamik: Jedem der versammelten Befreiungskämpfer fällt ohne größere Bedenkzeit ein gewichtiges Argument dafür ein, dass die räuberische Herrschaft der Besatzungsmacht bei genauerer Betrachtung ein – im wahrsten Sinne – zweischneidiges Schwert sei. Nach kurzem volksrevolutionärem Brainstorming muss der von der gesammelten Empirie kolonialisierter Lebenswelten sichtlich bediente Volksfront-Frontmann Reg (alias John Cleese) seine widerstandsmobilisierend gemeinte Anfrage leicht reformulieren: »Also gut, mal abgesehen von sanitären Einrichtungen, der Medizin, dem Schulwesen, Wein, der öffentlichen Ordnung, der Bewässerung, Straßen, der Wasseraufbereitung und den allgemeinen Krankenkassen – was, frage ich Euch, haben die Römer je für uns getan?« Ob des scharfen Tons der Nachfrage antwortet einer der jüdischen Fußvölkler daraufhin vorsichtig-verschreckt: »Den Frieden gebracht?« Solcherlei Realitätssinn nun ist dem Oberrevolutionär dann doch sichtlich zu viel: »Ach, Frieden – halt die Klappe!« schnauzt er den penetranten Besserwisser an.

¹ Vortrag am 6. Oktober 2014 zur Eröffnung des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie »Routinen der Krise – Krise der Routinen« in Trier. Der Vortragsstil ist weitgehend beibehalten worden.

Wir wissen nicht, wie der organisationspolitische Meinungsbildungsprozess der militanten Besatzungskritiker wohl weitergegangen wäre, denn der offenkundig ins Konterrevolutionäre zu kippen drohende Disput wird leider an dieser Stelle des Films durch lautes, vermeintlich das Eintrittsbegehren eines imperialen Stoßtrupps signalisierende Türpochen unterbrochen. Mit Sicherheit aber lässt sich sagen, dass in dieser geistreichen Persiflage präpotenter Pseudoradikalität selbstgerechter Salonrevolutionäre ein reales und überhistorisches Dilemma fundamentaler Gesellschaftskritik verhandelt wird. Das »System« hat »uns« – mit der Filmfigur Reg gesprochen – »ausbluten lassen«, »uns alles genommen, was wir hatten«. Und was hat es »dafür als Gegenleistung erbracht«? Nun, ich würde sagen: Da fällt uns doch allen das eine oder andere ein.

Was hat der Kapitalismus je für uns getan? Nicht erst im Lichte der kapitalistischen Krisen, die in den letzten Jahren die Welt in Atem gehalten haben, sondern auch schon mit Blick auf das (die Begriffsanleihe aus der Drittmittelforschung sei hier erlaubt) kapitalistische Normalverfahren der konkurrenz- und profitabilitätsorientierten Durchdringung immer neuer und weiterer gesellschaftlicher Lebensbereiche stellt sich genau diese Frage – und eben nicht als bloß rhetorische. Genauer formuliert könnte sie, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, in etwa so lauten: Mal abgesehen von einem ungeahnten Wohlstand und einer nie dagewesenen Optionenvielfalt, dem Ende von Hungersnöten, der offenbar unaufhaltsamen Verlängerung der Lebenserwartung und einer Dynamik permanenter technologischer Innovation, Straßen, der öffentlichen Ordnung und den allgemeinen Krankenkassen – was, frage ich uns, hat der Kapitalismus je für uns getan?

Ehrlich gesagt: Wir leben gut im Kapitalismus – das Kapital ist unsere Römer. Wir leben gut vom und mit dem Kapitalismus, ungeachtet oder mehr noch inklusive der Salonkritiken, wie sie, sagen wir, bei Eröffnungsvorträgen von Soziologiekongressen gerne einmal geäußert werden. Wir leben gut mit der Kolonialisierung unserer Lebenswelt, oder jedenfalls arrangieren wir uns mit ihr auf das Beste: Sicher, wir beklagen die Ökonomisierung der Hochschulen, wir kritisieren die Verschärfung des Leistungsdrucks, wir stöhnen über die Grenzen der Belastbarkeit – und dann bedienen wir doch, wie es eben geht, die jeweils neuesten Exzellenzindikatoren, drehen selbst mit an den nie stillstehen dürfenden Rädern der wissenschaftlichen Produktionsmaschinerie und arbeiten, was das Zeug hält, an der persönlichen »Work-Life-Balance«. Und bei einem guten Glas an einem lauen Abend

in einem südländischen Küstenort stoßen wir an und sagen uns: Ach, geht es uns doch gut! Und die Wahrheit ist: Es stimmt.

Es geht uns gut, denn wir leben in einer Externalisierungsgesellschaft. Die Externalisierungsgesellschaft: Na danke, wird die Welt da draußen und werden (geben Sie es doch zu) nicht wenige hier drinnen nun stöhnen – die nächste Sau, die durchs Dorf globaler Gesellschaftsbegriffe gejagt wird, in der Hoffnung, es ins Feuilleton der ZEIT zu schaffen oder wenigstens zur Aufnahme in Schimank/Volkman, »Soziologische Gegenwartsdiagnosen III«. Externalisierungsgesellschaft – was meint der Begriff? Das vielleicht Wichtigste vorab: Nicht etwa soll er der routinemäßigen politischen Krisenrhetorik des »Wir haben über unsere Verhältnisse gelebt«, mit der marktradikale Sozialstaatsverächter und suffizienz-orientierte Konsumkritiker gleichermaßen hantieren, soziologische Weihen verleihen. Und überhaupt: Das falsche »wir«, von dem die Rede über »*unser* gutes Leben«, über »*unsere* Verhältnisse hinaus« kündigt, soll hier gleich mal wieder zurückgenommen werden. Suggestiert es doch eine soziale Allgemeinheit, die so nicht existiert und deren Annahme in die Irre führt. Nun gut, werden Sie jetzt – zu Recht etwas ungeduldig geworden – fragen, wenn all dies nicht gemeint sein soll, worum bitte geht es denn dann?

In der Externalisierungsgesellschaft leben die Leute nicht über ihre Verhältnisse. Sie leben über die Verhältnisse anderer. Genaugenommen müsste man sagen: Sie leben auch, nach absoluten Maßstäben, über den Verhältnissen anderer, das heißt, es geht vielen von ihnen besser als vielen derer, die nicht Teil ihres gesellschaftlichen Zusammenhangs sind. Vor allem aber leben die Leute der Externalisierungsgesellschaft eben über die Verhältnisse der anderen. Das ist die soziologisch entscheidende, nämlich relationale Perspektive: Dass die Leute gut bzw. besser als andere leben, liegt daran, dass sie dies über deren Verhältnisse vermittelt tun. Die sozialstrukturanalytische Kurzformel der Externalisierungsgesellschaft lautet daher: Die einen leben über die Verhältnisse der anderen, auf deren Kosten, zu deren Lasten. Die Externalisierungsgesellschaft funktioniert im Modus der Ausbeutung: »Was du willst, dass man dir tu', das füge keinem anderen zu« lautet ihre goldene – oder sagen wir lieber: eiserne – Regel. Über die Externalisierung von Zwängen werden die eigenen Freiheiten geschaffen, mittels Zerstörung fremder Lebenswelten die eigenen Lebenschancen gesichert, durch eine Politik zu Lasten Dritter die eigenen Verhältnisse gelebt.

Neben uns die Sintflut: Wie es sich im Auge des Orkans lebt, hat zuletzt ein hoher Repräsentant der transnationalen Externalisierungsgemeinschaft

auf den Punkt gebracht. Der scheidende NATO-Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen beschwor zum Auftakt der jüngsten Zusammenkunft der Staats- und Regierungschefs des euro-amerikanischen Bündnisses die Solidarität des globalen Nordens mit sich selbst und ließ keinen Zweifel daran, gegen wen und was sich die Verbündeten – hoch die internationale Externalität – in Zeiten multipler Krisen zu verteidigen hätten: »Surrounded by an arc of crises, our Alliance, our transatlantic community, represents an island of security, stability and prosperity.« Eine Insel der Sicherheit, der Stabilität und des Wohlstands, umgeben von einem Meer wirtschaftlicher Konkurrenten, umtost von der Brandung terroristischer Milizen und kriegerischer Konflikte, bedroht von einer Flut wanderungsbereiter Armutspopulationen: Ein solches Bild dürfte ziemlich genau das Lebensgefühl krisenverunsicherter Milieus in den Kernländern des nordatlantischen Raums treffen. Um die Zukunft eines Lebens in Sicherheit, Stabilität und Wohlstand fürchtend, genießen gesellschaftspolitische Externalisierungsprogramme, gepaart mit sozialen Exklusionsbewegungen, in der transatlantischen Öffentlichkeit hohe Popularität. »To the South, we see violence, insecurity, instability.« Mögen sie, so kann man den ehemaligen NATO-Generalsekretär ebenso wie zum Beispiel die Philosophie des EU-Grenzregimes oder die Botschaft des neuesten deutschen »Asylkompromisses« wohl verstehen, auch weiterhin dort bleiben – dank fortgesetzter transatlantischer Waffenlieferungen, verstärkter FRONTEX-Einsätze im Mittelmeer und der Entdeckung immer neuer »sicherer Herkunftsländer«.

Der sich hier Bahn brechende kritische Fokus auf ein nordatlantisches »Wir« und dessen vermeintlich gemeinschaftliches Externalisierungsverlangen steht nun allerdings in der bereits benannten Gefahr, das anti-soziologische Geschäft schrecklicher sozialstruktureller Simplifizierung zu betreiben. Die Beispiele für soziale Externalisierungskonstellationen fortgeschrittener kapitalistischer Gesellschaften sind zahllos, und keineswegs strukturieren sie ausschließlich den zwischengesellschaftlichen Raum. Es sind die multiplen innergesellschaftlichen Externalisierungsarrangements, deren Analyse vereinfachte Vorstellungen von eindimensionalen und national- oder gar transnational-kollektivgemeinschaftlichen Ausbeutungsverhältnissen zu dementieren vermag. Stattdessen verweist sie auf die vielfältigen Überlagerungen und Durchdringungen, Verkopplungen und Wechselwirkungen, aus denen sich erst das überaus komplexe Bild einer globalisierten Externalisierungsgesellschaft ergibt.

Ein klassisches und für die soziologische Analyse auf vielfache Weise prägendes Beispiel einer innergesellschaftlich angelegten – oder richtiger: einer von der Soziologie lange Zeit als innergesellschaftlich angelegt gedachten – Externalisierungskonstellation ist der in den hoch- und spätindustriellen Kapitalismen der Nachkriegszeit praktizierte Modus der Vergesellschaftung von Arbeit als Lohnarbeit nach dem *male breadwinner model*. Es ist dies eine geradezu prototypische Konstellation des Lebens der einen über die Verhältnisse der anderen: Die Lebbarkeit des so genannten Normalarbeitsverhältnisses für einen bedeutsamen Teil der männlichen Lohnabhängigen in den Zentren des fordistischen Wohlfahrtskapitalismus beruhte unmittelbar auf der historisch konkreten Gestalt der Lebensverhältnisse eines bedeutsamen Teils der Frauen dieser männlichen Lohnabhängigen, also auf der gesellschaftlichen Organisation und institutionellen Konstruktion von Hausarbeit als Sphäre der Verausgabung so genannten weiblichen Arbeitsvermögens. Dass Papi werktags (und manchmal auch darüber hinaus) dem Betrieb gehören konnte (und am Samstag der ausgiebig zelebrierten öffentlichen Autowäsche), lag funktional wie material daran, dass Mutti von Montag bis Sonntag den Kindern und der Küche gehörte (und damit irgendwie auch dem Papi). Der eine lebte über die Verhältnisse der anderen: Die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und die Formen alltäglicher Lebensführung normalbeschäftigter »Arbeit-Nehmer« (hier stimmt der Begriff mal) waren über eine Vielzahl von institutionellen Praktiken, sozialen Mechanismen und kulturellen Mustern vermittelt mit der Lebensrealität und Alltagspraxis häuslich tätiger »Arbeit-Geberinnen«. »Meine Familie & ich« war nicht nur der Titel einer beliebten Zeitschrift im Marktsegment der gedruckten Hausfrauenhilfen, sondern konnte auch als Formel für einen zeittypischen, durch männliche Beschäftigungsinteressen dominierten, innerfamilialen Externalisierungszusammenhang gelesen werden.

Warum nun aber eigentlich dies alles in der Vergangenheitsform? Gibt es diese Externalisierungskonstellation von auf die Produktionsarbeit bezogener, diese ermöglichender, gleichwohl jedoch abgewerteter, für ihre Ermöglichungsleistungen nicht nach Maßstäben der Produktionsarbeit honorierter Re-Produktionsarbeit etwa nicht mehr? Die Antwort muss selbstverständlich lauten: Doch, durchaus – denn ohne Re-Produktionsleistungen keine Produktionstätigkeit. Aber dieser arbeitsgesellschaftliche Externalisierungs- und Ausbeutungszusammenhang begegnet der soziologischen Beobachtung heute in einer anderen, – wie auch immer man will: postfordistisch, spätkapitalistisch, markt imperialistisch – »modernisierten« Form. Die

kapitalistische Dynamik der vergangenen drei Jahrzehnte hat die Organisationsform gesellschaftlicher Arbeit in den europäischen Wohlfahrtsregimen, und selbst in Gesellschaften »konservativer« wohlfahrtsstaatlicher Prägung, in Richtung auf die sozialpolitische Konstitution eines *adult worker model* getrieben. Papi und Mami gehören nun gleichermaßen zwar nicht dem Betrieb (insoweit es den klassischen betrieblichen Modus der Vergesellschaftung von Arbeit zunehmend seltener gibt), aber dem Markt bzw. alle erwachsenen Haushaltsangehörigen sollen ihm zugehören. Die Inklusion der Erwerbsfähigen aller Geschlechter und Altersklassen in den Arbeitsmarkt als dem großen Lebenschancengenerator und -distributor ist zum Maß aller gesellschaftlichen Dinge geworden.

Was nach Gleichstellung klingt und häufig als Teilhabegerechtigkeit firmiert (und die Soziologie schon deswegen freuen müsste, weil mit der »Inklusion« endlich mal wieder ein Theoriekonzept der Disziplin zur gängigen Münze gesellschaftspolitischer Diskurse und sogar parteipolitischer Programme geworden ist), lässt die Re-Produktionsproblematik freilich zunächst ungelöst. Wo und von wem wird nun das re-produziert, was die Produktionstätigkeit der vielen Marktinkludierten erst am Laufen hält? Der Kapitalismus wäre selbst nicht reproduktionsfähig, wenn er nicht auf diese Frage zwei Externalisierungsantworten parat hätte: eine interne und eine externe, oder auch eine offizielle und eine inoffizielle. Marktintern werden alle möglichen Re-Produktionstätigkeiten – von der Kinderbetreuung bis zur Altenpflege – auf Teilarbeitsmärkte ausgelagert, die, gemessen an den Standards der Kernsegmente des Produktionsarbeitsmarkts, schlechte Arbeits- und Entlohnungsbedingungen, Organisations- und Konfliktchancen aufweisen (und nicht zufällig auch die arbeitsinhaltliche Geschlechtersegregation des *male breadwinner model* reproduzieren). Marktextern entwickeln sich parallel zum *adult worker model* die Strukturbildungen und Prozessdynamiken eines *alien carer model*, das als – zumindest in unseren Breitengraden und jenseits der Lebensführungsmodelle von Oberschichthaushalten – neuer und sich zunehmend verbreitender Modus der Verkopplung von formeller Erwerbstätigkeit und informeller, nicht selten auch »illegaler« bzw. illegalisierter Sorgetätigkeit gelten kann. Die Externalisierungsgesellschaft nimmt hier eine neue, man kann sagen zeitgemäß (nämlich den Zeiten des globalisierten Kapitalismus entsprechend) vergeschlechtlichte und ethnisierte Gestalt an: Ohne Re-Produktion keine Produktion, und die Re-Produktionsarbeit wird nun immer häufiger an arbeits- und sozialrechtlich ungeschützte, privaten

Herrschaftsverhältnissen unterworfenen und staatsbürgerrechtlich handlungsunfähige Arbeitskräfte delegiert, die als billige und willige *care*-industrielle Reservearmee fungieren. Die Funktionalität dieses erneuerten Externalisierungsarrangements für die flexibel-kapitalistische Vollerwerbsgesellschaft liegt auf der Hand: Etwa die Altenpflege hierzulande würde ohne die externalisierte informelle Dienstleistungsökonomie schlicht zusammenbrechen. Und man muss kein sozialpolitischer Verschwörungstheoretiker sein um festzustellen, dass die Gesetzliche Pflegeversicherung in Deutschland diesen gesellschaftlichen Externalisierungsmechanismus im wahrsten Sinne des Wortes in ihren teilkaskoversicherungsförmig ausgestalteten Leistungskatalog eingepreist hat.

Aber die Externalisierungsgesellschaft hat eben viele Gesichter, die soziale Organisation des Pflegesektors ist nur eines von ihnen. Zu ihnen gehört des Weiteren auch ein intern-externer Doppelmechanismus der externalisierenden Bewältigung der Folgen jener Finanzmarktkrise, die politisch-medial auf erstaunlich erfolgreiche Weise und innerhalb kürzester Zeit in eine Staatsschuldenkrise transformiert worden ist. Deutschland gilt diesbezüglich nicht nur in der öffentlichen Selbstbeschreibung, sondern auch in der Fremdwahrnehmung relevanter politökonomischer Akteure als der wirtschaftspolitische Musterknabe, der als gesunder Mann Europas aus der Krise hervorgeht – und sich deshalb zugleich als Oberlehrer der Fußkranken in der, gleich nebenan in Frankreich beginnenden, südeuropäischen Peripherie gerieren darf. So fährt dann ein politischer Unternehmer namens Peter Hartz nach Paris, um die nächste neosozialdemokratische Führungsriege über die Geheimnisse eines »Beschäftigungswunders« (unter »Wundern« machen es die Deutschen ja nicht, ob nun in Bern, Bonn oder mittlerweile Berlin) aufzuklären, das maßgeblich auf der Externalisierung von Beschäftigungs-, Arbeitslosigkeits-, Einkommens- und sozialen Sicherungsrisiken beruht: auf der Errichtung des größten Niedriglohnssektors EU-Europas, der Konstruktion einer (um meinen Jenaer Kollegen Klaus Dörre zu zitieren) »prekären Vollerwerbsgesellschaft«, der Etablierung eines Arbeitslosenregimes, das die Strukturprobleme spätindustrieller Lohnarbeitsökonomien auf die vermeintlichen Verhaltensprobleme spezifischer Sozialmilieus projiziert und auf politische Strategien der Opferbeschuldigung setzt. Strukturähnliches ließe sich über den externen Externalisierungsmechanismus sagen, der in der so genannten Eurokrise zum Tragen kommt: In einer Wirtschafts- und Währungsunion, die ganz auf die Funktionsinteressen der deutschen

»Nationalökonomie« hin konstruiert ist, hat diese auch in der Krise die Wettbewerbsvorteile ihrer hochproduktiven Exportsektoren ausspielen und im Rahmen der mittlerweile etablierten Niedrigzinspolitik sogar ihren Staatshaushalt sanieren können – auf Kosten zum Beispiel weiter Teile der griechischen Bevölkerung. Griechenlands durch die Währungsunion angefeuerte Verschuldungspolitik wurde nach dem Crash mit einer EU-oktroierten Austeritätspolitik beantwortet, die etwa das griechische Gesundheitswesen hat zusammenbrechen lassen (oder auch, zwar weniger existenziell, aber kaum weniger dramatisch und in Deutschland praktisch nicht wahrgenommen, das griechische Hochschulsystem an den Rand des Kollapses gebracht hat). Gleichzeitig gingen die »Hilfszahlungen« der europäischen »Geberländer« direkt an die (nicht zuletzt deutschen) Gläubigerbanken – ungeachtet dessen, dass »die Griechen« (wobei nicht jene mit gigantischen, steuerlich unangetasteten Auslandsvermögen gemeint sind) neben dem Schaden auch noch den Spott bzw., richtiger, die Missachtung der vereinigten Populisten von Europa zu tragen haben (womit wiederum nicht nur Figuren wie Marine Le Pen oder allein die von Sozialwissenschaftlern als »populistisch« identifizierten Parteien angesprochen sind).

Und wenn wir den soziologischen Blick noch über Hartz IV-Empfängerhaushalte in Deutschland, griechische Rentner oder ukrainische Pflegerarbeiterinnen hinaus weiten, dann gerät der externalisierungsgesellschaftliche Ausbeutungsmechanismus par excellence ins Auge: die Tatsache, dass das einst, zu Zeiten des kapitalistisch-sozialistischen Systemwettbewerbs, »westlich« genannte Lebensmodell – die Lebensweise breiter Bevölkerungsmehrheiten auf den nordatlantischen Inseln der Sicherheit, der Stabilität und des Wohlstands – auf der systematischen Externalisierung der Voraussetzungen und insbesondere der Folgen des mit diesem Lebensmodell einhergehenden Ressourcenverbrauchs beruht. Hier, auf der Ebene des Stoffwechsels wachstumsökonomischer Entwicklungsmodelle, sind gesellschaftliche Externalisierungsprozesse und ihre ausbeuterische Qualität geradezu mit Händen zu greifen. Und hier wird zugleich besonders deutlich, dass das gesellschaftspolitische Deutungsangebot, wonach »wir« über »unsere« Verhältnisse lebten – in diesem Fall über die »unseres« Planeten –, hochgradig ideologisch verzerrt und, mehr noch, selbst ein Instrument der Externalisierung ist.

Namentlich in Deutschland, wo ja historisch durchaus gerne in sehr langen Zeiträumen gedacht und geplant worden ist, erfreut sich das Konzept der »Generationengerechtigkeit« regierungsamtlich, politikberaterisch wie zivilgesellschaftlich großer Beliebtheit. »Generationengerechtigkeit«, das ist

die nationalgesellschaftliche Schrumpfformel einer Politik der Externalitätenvermeidung: Da geht es dann um »unsere Kinder und Kindeskinde«, in deren Interesse »wir« unter anderem auf die Atomkraft verzichten (dafür allerdings die Energiemonopolisten entschädigen), unseren Individualverkehr beschränken (dafür aber mehr Autos exportieren) und die Staatsschulden tilgen (dafür aber an das Sozialvermögen der ansonsten nichtbesitzenden Schichten ran) müssten. Was hier im Namen des Schutzes des ungeborenen Inselbewohnerlebens gefordert wird, sieht von der Realität der gegenwärtigen Externalisierungsdynamiken und dem Gebot nicht intertemporaler, sondern vorrangig internationaler bzw. globaler Umverteilung von Externalisierungsrisiken ab (und soll womöglich sogar davon ablenken). Der massive Verbrauch knapper Ressourcen etwa für die Bedienung unserer mittlerweile ins Absurde gesteigerten Smartphonemanie findet ebenso heute statt wie die Überlastung der Absorptions- und Regenerationskapazitäten biologischer Senken wie der Atmosphäre, der Böden und des Wassers. Und dies alles geschieht maßgeblich nicht bei »uns«, sondern bei anderen, in den Weltregionen außerhalb der Sicherheits-, Stabilitäts- und Prosperitätsinseln der »westlichen« Welt. Dort, bei »denen«, ist die von »unseren« politischen Repräsentanten bedrohlich beschworene Welt der Gewalt, der Unsicherheit und der Instabilität wesentlich auch deswegen schon heute bittere Realität, weil die Zeche des süßen Insellebens für viele im Nordatlantik von vielen anderen auf den Meeren des globalen Südens gezahlt wird.

Nun, Sie merken schon: Ich könnte mich hier in Rage reden. Nur kurz noch, bevor ich zum Ende komme: Das Tolle (im Sinne von: Verrückte) an all dem ist ja, dass ich überhaupt nichts Neues erzähle, sondern nur einige wenige Elemente des beachtlichen soziologischen Wissensbestandes in einigen ausgewählten soziologischen Wissensfeldern schlaglichtartig beleuchte. In jedem einzelnen der genannten und vielen weiteren, strukturanalog gelagerten Fällen gilt die Logik der kapitalistischen Externalisierungsmaschinerie: Die einen leben ihr Leben auf Rechnung der anderen. Und bemerkenswert – wenn auch vielleicht nicht erstaunlich – scheint mir zudem zu sein, dass wesentliche sozialanalytische Fortschritte im Sinne einer Theorie und Empirie der Externalisierungsgesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten gerade aus der Perspektive des externalisierten Außen und vom Standpunkt der externalisierten Anderen aus vollzogen worden sind. Seien es nun Positionen der feministischen Theorie, der postkolonialen Soziologie oder der Internationalen Politischen Ökonomie, seien es Debatten um Intersektionalität, gesellschaftliche Naturverhältnisse oder Globale Soziale Rechte: Fast

schon systematisch waren es Stimmen aus dem inner- oder interdisziplinären, nicht selten auch aus dem außerakademischen »Off«, die erst gehört wurden, als das mainstreamsoziologische Schweigen im Walde der kapitalistischen Externalisierungsdynamiken allzu laut und offensichtlich zu werden begann.

Damit aber, mit der Frage nach der Diagnosefähigkeit der Soziologie, komme ich nun tatsächlich zum Schluss. Und mithin, wie es sich für einen ordentlichen Vortrag gehört, zum Ausgangspunkt zurück. Was hat der Kapitalismus je für uns getan? Ungeahnter Wohlstand und nie dagewesene Optionenvielfalt, das Ende von Hungersnöten, die offenbar unaufhaltsame Verlängerung der Lebenserwartung, eine Dynamik permanenter technologischer Innovation, Straßen, öffentliche Ordnung und allgemeine Krankenkassen – das hat (um es analytisch leicht, oder vielleicht auch stark, verkürzt zu sagen) der sogenannte Wohlfahrtskapitalismus für viele von »uns«, in den Gesellschaften des globalen Nordens, getan. Soziologisch gilt es allerdings in Erwägung zu ziehen, dass die Tatsache all dieser positiven Nebeneffekte der kapitalistischen Kolonialisierung unserer Lebenswelten unmittelbar mit der weiteren Tatsache zusammenhängt, dass all diese positiven Nebeneffekte anderen Menschen, hier und insbesondere anderswo, strukturell und systematisch vorenthalten geblieben sind und bleiben – und diese Anderen stattdessen hauptsächlich oder gar ausschließlich mit den externalisierten Negativeffekten kapitalistischer Kolonialisierung leben müssen. Beziehungsweise sterben. Denn nicht hier, daheim, aber wohl da draußen sterben die Leut' – und zwar ganz real.

Soziologie, so ein von einem anderen Jenaer Mitstreiter, Hartmut Rosa, und meinem neuen Münchner Kollegen Armin Nassehi geprägtes Bonmot, sollte sich Problemen widmen, die die Gesellschaft auch dann hätte, wenn es die Soziologie nicht gäbe. Manchmal hat man umgekehrt den Eindruck, dass sich die Soziologie mit Problemen beschäftigt, die die soziale Welt auch gern hätte. So gesehen ist das Gute – wenn man das überhaupt so sagen darf – an der gegenwärtigen Krise und ihren politisch-medialen Konjunkturen, dass die »postlehmmanbrothersianische« Zeit nicht nur ein verbreitetes, wie auch immer unbestimmtes gesellschaftliches Unbehagen am Kapitalismus mit sich gebracht hat. Sie hat zugleich, und darauf hat zuletzt auf dem Weltsoziologiekongress in Yokohama Ulrich Beck hingewiesen, den sozialen und eben auch den soziologischen Sinn für globale Prozesse, Relationen und Interdependenzen geschärft. Das, was der Sozialpolitikforscher Hans Achinger einst, in anderem zeithistorischen Kontext, so treffend als »das

Spiel mit dem Wegdenken« bezeichnet hat – so als könnte man die »guten alten Zeiten« des durch den nationalen Wohlfahrtsstaat eingehetzten sozialen Kapitalismus zurückholen –, dieses Spiel ist heute schlichtweg nicht mehr möglich.

Keine Frage: Es ist zwar durchaus noch politisch-ideologisch möglich – die Presseparolen Anders Fogh Rasmussens künden davon ebenso wie die Politikangebote all der Alternativen für Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Schweden oder welche europäische Nation auch immer sich in ihrer relativen weltgesellschaftlichen Herrschaftsposition mittlerweile noch bedroht fühlen mag. Worum es mir geht ist: Das Spiel mit dem Wegdenken ist gesellschaftsanalytisch nicht mehr möglich. Wenn die Soziologie diese Unmöglichkeit internalisiert, dann ist damit zwar noch kein einziges soziales Problem der globalisierten Externalisierungsgesellschaft gelöst. Aber unsere Disziplin – dieses kleine »wir« sei mir an dieser Stelle ausnahmsweise und abschließend erlaubt – wäre jedenfalls auf der Höhe ihrer gesellschaftlichen Zeit.

Warum die Flugzeuge nicht landen

Einige Bemerkungen zu »Top Ten Soziologie«,
Wissenschaft und Pseudowissenschaft

Nicole Holzhauser

Im Sommer 1974 hat der Nobelpreisträger für Physik Richard P. Feynman in seiner Rede am California Institute of Technology (Caltech) über die Grundlagen der wissenschaftlichen Arbeitsweise gesprochen und den Begriff der *Cargo Cult Science* eingeführt, der – trotz der relativ informellen Behandlung des Themas – noch immer aktuell und auch für die Soziologie relevant ist. Mit seinen »remarks on science, pseudoscience, and learning how to not fool yourself« steht Feynman unter anderem in der wissenschaftstheoretischen Tradition von Robert K. Merton (1938; 1942; 1973). Die Bedeutsamkeit der in dieser Rede frei formulierten Gedanken auch für die Soziologie möchte ich hier am Beispiel des Beitrags von Jürgen Gerhards veranschaulichen. Gerhards berichtet in seinem Artikel »Top Ten Soziologie« von einer Umfrage unter Kolleginnen und Kollegen: »Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben?« (Gerhards 2014a: 313) und von dem Ziel, die genannten Texte anschließend Studierenden in seinem Seminar als eine Art Kanon empfehlen zu können.

Weshalb nun scheint es sinnvoll, gerade diesen Artikel exemplarisch anhand der Feynmanschen Wissenschaftskriterien kritisch zu würdigen? Zwei-felsohne hat Gerhards das Ziel verfolgt, einen »pragmatische[n] und professionspolitische[n]« Beitrag zur fachlichen Diskussion über die allgemeine Lehre und zur Klärung der lehrpolitischen Frage eines literarischen Lehrkanons der Soziologie zu leisten (ebd.: 321). Insofern – und in dieser Lesart

positiv zu würdigen – kann der Text als einer gelesen werden, der einen lehrorientierten wissenschaftlichen Austausch zwischen Fachkollegen und -kolleginnen zum Ausgangspunkt allgemeinerer Betrachtungen nimmt. Die Form des Beitrags lässt aber auch eine andere Lesart zu: als empirisch-wissenschaftliche Untersuchung. Diese zweite Lesart findet sich in dem thematisch anschließenden Aufsatz von Alexander Lenger, Tobias Rieder und Christian Schneickert zu »Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden« (2014).¹

Nun ist davon auszugehen, dass sich Gerhards der Probleme einer solchen Lesart bewusst ist, denn er schränkt in seinem Ausblick ein, dass er mit seinen »Ausführungen [...] keinen besonderen analytischen Anspruch« erhebe (2014a: 320). Andererseits werden aus der selbst als »etwas dünn« beschriebenen »Datengrundlage« dennoch, wenn auch nur vorsichtig verallgemeinernd, Schlussfolgerungen gezogen (ebd.). Aus der als »Expertenbefragung« (ebd.: 314) charakterisierten Datenerhebung werden beispielsweise »Hinweise darauf [entnommen], dass es mit einer Paradigmatisierung der Soziologie und einer Akkumulation von Erkenntnissen nicht gut bestellt ist« (ebd.: 320).

Diese Janusköpfigkeit des Beitrags mag nun den einen oder die andere – und wohl am ehesten Studierende unseres Faches – in die Irre führen, könnten sie doch annehmen, dass es sich hier um ein Beispiel einer – wenn auch kleinen – empirischen Analyse mit verallgemeinerbaren Ergebnissen handelt, auch wenn sie gar nicht so gemeint gewesen sein mag. Daher bietet sich die Studie von Gerhards an, um exemplarisch vor der Folie der Feynman'schen Ausführungen diskutiert zu werden.

Cargo Cult Science

Feynman fragt in seiner Rede: Was ist Wissenschaft, und wie kann ich mich davor hüten, Pseudowissenschaft zu betreiben? Pseudowissenschaft imitiere Wissenschaft der Form nach, weshalb er sie in Anlehnung an die Praktiken einiger Südseeinselnbewohner als *Cargo Cult Science* bezeichnet (Feynman 1974: 10). »During the war they saw airplanes land with lots of good materials, and they want the same thing to happen now« (ebd.: 11). Aus diesem Grund bauten die Bewohner Landebahnen nach, versahen diese mit kleinen Feuer-

1 Eine ausführliche Diskussion dieses Beitrags ist hier nicht möglich.

stellen, bastelten Fluglotsenhüte mit hölzernen Kopfhörern und Bambusantennen – und dann warteten sie auf Flugzeuge. »But it doesn't work. No airplanes land« (ebd.). Pseudowissenschaftliche Aktivitäten unterscheiden sich von wissenschaftlichen. Es sei, so Feynman, jedoch nicht immer leicht, den Unterschied zu erkennen, »because they follow all the apparent precepts and forms of scientific investigation, but they're missing something essential« (ebd.).

Was ist nun dieses Besondere des wissenschaftlichen Vorgehens? »It's [...] a principle of scientific thought that corresponds to a kind of utter honesty – [...] I'm talking about a specific, extra type of integrity that is [...] bending over backwards to show how you're maybe wrong« (Feynman 1974: 11f.). Es gehört zur wissenschaftlichen Praxis, die eigenen Befunde und Interpretationen anzuzweifeln, eigene Vorgehensweisen sowie alle damit verbundenen Einschränkungen und Probleme zu benennen und alle Informationen zu geben, die andere Forscher benötigen, um die Untersuchung nachvollziehen und unter den exakt identischen Bedingungen wiederholen zu können. Dies gelte ebenso sehr für empirische Forschung, wie auch für die dieser zugrunde liegenden Theorien (ebd.).

Es bedarf also mehr als bloß der Form. Es bedarf der Fähigkeit und des Willens, sich selbst und andere immer wieder kritisch zu hinterfragen und ernsthaft und ehrlich herausfinden zu wollen, wie etwas ist, und dieses Ziel keinen anderen Zielen zu opfern. Dies fehle in der Pseudowissenschaft. Problematisch sei dabei vor allem, dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Pseudowissenschaft betreiben, häufig selbst betrügen. »The first principle is that you must not fool yourself [...] After you've not fooled yourself, it's easy not to fool other scientists« (ebd.: 12). Um sich nicht selbst zu täuschen,² sei es notwendig, Vorarbeiten anderer zu recherchieren, zu berücksichtigen und diese durch Zitation kenntlich zu machen (ebd.: 13). Es sei notwendig, die Befunde anderer (wie die eigenen) zu prüfen und dieselben nicht, etwa aus Autoritätsgründen, unhinterfragt anzuerkennen und vielleicht sogar unter Anpassung bzw. (Neu-)Ausrichtung eigener Befunde weiter zu verwenden (ebd.: 12). Es sei sinnvoll und erforderlich, Untersuchungen anderer zu wiederholen und sicherzustellen, dass man deren Befunde nachvollziehen und reproduzieren kann, bevor man eigene Untersuchungen beginnt und neue Befunde mit den erstgenannten vergleicht oder verbindet

² Zu den Beispielen des Prinzips »Verzicht auf Selbsttäuschung« gehört auch, die eigene Seele nicht zu verkaufen und sich nicht von wirtschaftlichen und politischen Institutionen benutzen zu lassen (Feynman 1974: 12f.).

(ebd.: 12f.). Es dürfen dabei nur Untersuchungen miteinander in Verbindung gebracht werden, die von der Anlage ihrer Forschungsdesigns her einen Vergleich theoretisch und methodisch rechtfertigen. Prinzipiell gilt bei empirischen Untersuchungen, dass jedes noch so kleine Detail, das einen Einfluss auf die Befunde haben könnte, kontrolliert werden muss, damit man herausfinden kann, was tatsächlich passiert und nicht nur, was man glaubt, das passiert. Hierzu ist es vor allen Dingen erforderlich, vorher zu klären, was man überhaupt herausfinden will und wie die Untersuchung desselben ablaufen soll (Feynman 1974: 13).

Feynman schließt seine Ausführungen mit einem Wunsch für die von ihm adressierten Absolventinnen und Absolventen des Caltech (und für alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler): »So I wish to you [...] the good luck to be somewhere where you are free to maintain the kind of integrity I have described, and where you do not feel forced by a need to maintain your position in the organization, or financial support, or so on, to lose your integrity. May you have that freedom.« (Feynman 1974: 13) Ein Wunsch, dem man sich nur anschließen kann und den man für sich selbst erfüllt sehen möchte.

»Top Ten Soziologie«

In der folgenden Analyse des Beitrags von Jürgen Gerhards zum Thema »Top Ten Soziologie« geht es nicht um eine Infragestellung der wissenschaftlichen Integrität des Autors. Der Beitrag dient hier nur exemplarisch zur Analyse zentraler methodischer Forderungen an empirische Untersuchungen. Dies ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil häufig die *methodischen Spezifikationen* nicht weiter thematisiert, sondern nur die *inhaltlichen Schlussfolgerungen* in der Folge rezipiert werden.

Einleitung, Gliederung und Theorie

Gerhards sieht sich der Schwierigkeit gegenüber, eine Auswahl von Texten für ein geplantes, nicht näher spezifiziertes Seminar »Top Ten Soziologie« treffen zu müssen bzw. zu wollen. »Um mich bei der Auswahl [...] nicht auf die eigenen idiosynkratischen Vorlieben zu verlassen, habe ich eine kleine Erhebung unter 32 Kolleginnen und Kollegen gestartet« (Gerhards 2014a:

314). Soweit ist der Text ein informeller Bericht aus der Lehrtätigkeit und ihrer Vorbereitung. In dieser Lesart ist er ein gelungenes didaktisches Instrument, um Studierenden zu veranschaulichen, dass die Auswahl von Theorien und Werken im Studium (und in der Wissenschaft) nicht determiniert ist, sondern nach bestimmten begründungsbedürftigen Auswahlprinzipien erfolgt.

Am Ende der Einleitung verändert sich jedoch der Charakter und aus einer persönlichen Erkundigung, die unbestritten für sich genommen von Interesse ist, wird eine formelle, im Ergebnis anonymisierte »Expertenbefragung« (ebd.: 314f.). Es wird dabei nicht begründet, weshalb diese Methode gewählt wird. Warum sollte beispielsweise keine vergleichende Inhaltsanalyse von Lehrbüchern vorgenommen werden? (siehe Barlösius 2004) Warum sollen, wie sich im Forschungsverlauf offenbart, gleichzeitig zwei Problemstellungen untersucht werden (einerseits ein akademischer Lehrkanon und andererseits soziologische Wissenschafts- bzw. Forschungsparadigmen) und weshalb werden die damit verbundenen Fragstellungen nicht zu Beginn des Artikels als solche geklärt? Folgt man Feynman, wäre es wichtig, das Forschungsdesign einer Studie inhaltlich zu begründen und vorher festzulegen, was die geplante Untersuchung erklären soll. Beides fehlt hier.

Der Beitrag erfüllt der äußeren Form nach die Gliederungskriterien einer empirischen Studie. Es sind Tabellen und Zahlen sowie typische Begriffe einer empirischen Arbeit (wie »Häufigkeiten« und »Nennungen«, »Daten« und deren »Streuung«) enthalten, die als »Befunde« zueinander in Relation gesetzt werden. Eine theoretische Einbettung der Vorgehensweise gibt es hingegen nicht; der Studie liegt keine vorher aufgestellte, explizite Theorie oder Hypothese zugrunde. Dies wird im Fazit auch so resümiert, die »Ausführungen [...] [seien] in erster Linie deskriptiver Natur« (ebd.: 320). Wenn dies der Fall sein soll, ist jedoch zu fragen, was beschrieben werden soll und mit welcher Methode – beides Fragen, die ohne Rekurs auf theoretische Vorüberlegungen schwer beantwortet werden können, selbst wenn man die grundlegendere Frage nach der Möglichkeit reiner, das heißt nicht theoretisch eingebetteter Beobachtung außer Acht lässt. Aufgrund dieser fehlenden Einbettung fällt offenbar auch nicht auf, dass die Methode der Untersuchung so ausgerichtet ist, dass ein Paradigma der Soziologie als Wissenschaft – welches am Ende des hier untersuchten Beitrags in den Befunden als (eher) nicht existent diskutiert wird (ebd.: 317) – schwerlich erfasst werden kann.

Die empirischen Befunde werden erst im Nachhinein mit theoretischem Gehalt und ad hoc Erklärungen aufgeladen, indem in der Darstellung der Ergebnisse nachträglich der Kuhnsche Paradigma-Begriff als (analytische) Kategorie eingeführt und für die Soziologie der Zustand einer »Protowissenschaft« nahegelegt wird. Nun war die Studie aber ursprünglich gar nicht angelegt, ein Paradigma oder eine paradigmatische Wissenschaft im Unterschied zur vor- oder multiparadigmatischen diagnostizieren zu können – ganz gleich, ob es ein Paradigma gibt.³ (Es sei denn, man würde annehmen, dass je eine Person bzw. ein Werk je ein gesamtes Paradigma sei, was den Begriff in gewisser Weise auflösen würde.) Wenn also ein Paradigma auf der angelegten Landebahn hätte landen wollen, wäre diese wahrscheinlich zwischen Bäumen versteckt, mit Irrlichtern ausgestattet und dann auch noch zu kurz gewesen, um eine Landung zu ermöglichen. Und selbst wenn es doch einem Paradigma gelänge zu landen, würde es aus denselben Gründen vermutlich nicht entdeckt werden.

Neben einer theoretischen Einbettung fehlt dem Beitrag auch eine Einbettung in das, was wir über die in Frage stehenden Sachverhalte schon zu wissen glauben; es werden keine Ergebnisse wissenschaftlicher Recherche beschrieben. Es wird beispielsweise weder Eva Barlösius' (2004) international vergleichende, exemplarische Analyse von Lehrbuchklassikern noch die Sammelbesprechung von Andreas Reckwitz (2002) zur Frage eines soziologischen, an bestimmten Paradigmen orientierten Kanons angesprochen. Gerade Lehrbücher bilden nach Thomas S. Kuhn aber die gesicherte Ausgangsbasis für paradigmatische Normalwissenschaften (1976: 34). Kuhn wird zwar genannt, jedoch nicht explizit zitiert (Gerhards 2014a: 317), ebenso fehlt eine Diskussion diesbezüglicher aktueller, fachspezifischer Beiträge (z.B. Gabriel, Gratzl 2008). Ferner hätten internationale Beiträge diskutiert werden können (Skrbis, Germov 2004; Gläser 2004; Thomas, Kulkan 2004). Und die zum Vergleich herangezogene Studie (ISA 1998) tritt erst während der Untersuchung in Erscheinung (Gerhards 2014a: 318).

3 Ähnliches gilt für die Untersuchung von Lenger et al. (2014: 451f., 459).

Forschungsdesign, Methode und Daten

Gerhards dokumentiert ein methodisch mehr oder weniger unkontrolliertes Zusammentragen einer »Sammlung von Fakten« (Kuhn 1976: 30, vgl. Gerhards 2014a: 314f.), aus der sich keine systematisch verallgemeinerbaren, empirischen Schlussfolgerungen ziehen lassen. Wenn wir andere 32 Personen befragen würden, kann es sein, dass dasselbe dabei herauskommt; es kann auch sein, dass etwas völlig anderes herauskommt – und weder das eine noch das andere macht einen großen Unterschied, solange den Untersuchungen kein gemeinsames und eindeutiges Forschungsdesign zugrunde liegt.

Wenn man die hier behandelte Studie reproduzieren wollte (Feynman 1974: 12f.), fehlten dazu zahlreiche Informationen. Beispielsweise ist unbekannt, nach welchem Prinzip die Personen ausgewählt wurden. Sind dies Bekannte oder Freunde des Autors? Personen mit regionaler Nähe? Zufällige Personen, die nach einem bestimmten Prinzip gewählt wurden? Wie ist die geschlechtsspezifische oder altersspezifische Zusammensetzung? Warum sind es (diese, und exakt diese) 32 Personen und nicht (ebenso beliebige) 42 oder 23 andere; warum nicht alle ca. 325 Soziologieprofessorinnen und Soziologieprofessoren in Deutschland? Alle »Kolleginnen und Kollegen« sind »Hochschullehrer/innen«, nicht alle Soziologieprofessorinnen und -professoren (hierauf weist die Formulierung »in aller Regel« hin). Alles, was mitgeteilt wird, ist, dass die ausgesuchten Kolleginnen und Kollegen »auch eine gewisse Reputation im Fach genießen« – dies wiederum klingt nach einem im wissenschaftlichen Diskurs zu Recht sehr kritisch gesehenen Autoritätsargument und nach einer willkürlichen Auswahl, da der Verfasser seine subjektive Einschätzung der »gewisse[n] Reputation« zugrunde legt. Bei der Wiedergabe der Ergebnisse wird dann noch als weiteres Auswahlkriterium »Personen [...], die man selbst [der Autor, N.H.] unterschiedlichen Schulen der Soziologie zuordnen kann« (Gerhards 2014a: 317) eingeführt. Ein solches, nicht zufälliges Auswahlprocedere muss nicht per se schlecht sein, aber es werden damit weitere verdeckte, theoretische Vorannahmen eingeführt, die ein bestimmtes Vor-Bild von der Gesamtheit der Strömungen, der Schulen (oder der Paradigmata?) der Soziologie beinhalten, das nicht geklärt und auch nicht expliziert wird, jedoch mit der Personenauswahl abgebildet werden soll.

Es haben 23 der 32 Personen geantwortet. Es ist nicht klar, ob es durch die unvollständige Teilnahme der ursprünglich Ausgewählten einen bestimmten Bias gibt. Haben zum Beispiel besonders Methodiker bzw. Empiriker (nicht)

geantwortet, Vertreter bestimmter theoretischer Richtungen oder die Nicht-Soziologinnen und -Soziologen? Haben Personen einer bestimmten Altersgruppe eher (nicht) geantwortet? Frauen, Männer? Hat das Antwortverhalten etwas damit zu tun, ob die Personen den Autor kannten? Wurde berücksichtigt, dass die Antworten durch eine gegebenenfalls fehlende Anonymisierung zwischen Forscher und Teilnehmer/in einen Bias haben könnten, weil die Personen das antworten könnten, was sie glauben, dass es der Autor erwarte? Wie lange hat es durchschnittlich gedauert, bis die Personen geantwortet haben? Gab es eine Deadline und wurde noch einmal nachgefragt? Auch hier werden keine Informationen zur Verfügung gestellt, die systematische Probleme ausschließen ließen oder einschätzbar machen würden.⁴

Positiv ist zu erwähnen, dass die Befragungsmail im Sinne der von Feynman (1974: 11) geforderten Transparenz überwiegend im Wortlaut wiedergegeben wird. Ein Auszug: »Hier sollen diejenigen Texte behandelt werden, die sich wirklich lohnen, gelesen zu werden und dies ganz unabhängig von der Frage, zu welcher Theorierichtung der Text gehört bzw. zu welcher Bindestrich-Soziologie er passt.« (Gerhards 2014a: 314f.) Mich würde dieser Satz als Befragte offen gestanden eher verwirren, als dass er zur Klärung der Aufgabenstellung beitrüge:

- Die erste Frage, die aufgrund von »Unsicherheit« bei Befragten vom Autor in seinem Text selbst zur Klärung angesprochen wird (Gerhards 2014a: 315), ist die nach der Medienform *Text*. Sind hier Aufsätze gemeint oder Monographien (Sammelbände)? Der/die Leser/in des Beitrags erfährt, dass alle Textgattungen zugelassen sind. Ob und wie der Autor die Rückfrage den Befragten gegenüber während der Studie aufgeklärt hat, bleibt offen.
- Die zweite Frage ist, was *sich lohnende Texte* sind. Es ist nicht klar, was Befragte darunter verstehen (sollen), weil die Formulierung nicht spezifiziert wird. Um die Textauswahl jedoch sinnvoll interpretieren zu können, muss die Frage so eindeutig formuliert sein, dass sichergestellt ist, dass alle Befragten dieselbe Frage mit derselben Anweisung und derselben Bedeutung verstehen (Feynman 1974: 13), weil sich sonst jeder irgendetwas ausdenken kann.

4 Ähnliche Probleme stellen sich auch bei der Beschreibung der Datenerhebung von Lenger et al. (2014). Beispielsweise macht es potentiell einen Unterschied, ob antwortende Studierende im ersten Semester ihres Studiums sind oder im letzten, im Bachelor- oder im Masterstudium.

- Die dritte Frage ist: Was ist mit *unabhängig von der Frage der Theorierichtung* gemeint? Auch dieser Satzteil kann missverständlich sein. Geht es darum, Texte zu finden, die keine bestimmte Theorierichtung haben bzw. die verständlich sind, auch wenn man keine Ahnung von der bestimmten Theorierichtung hat? Sollen es Texte sein aus einer oder mehreren persönlich favorisierten Theorierichtungen? Ist diese Erläuterung eine spezifische Anforderung an die Texte (und damit eine Einschränkung) oder ist es eine allgemeine Zulassung von allen Texten (und damit eine Erweiterung)?

Der Versuch der Klärung hat hier – zumindest bei mir – wenig zu selbiger beigetragen. Dieses Problem betrifft auch den restlichen Teil des Schreibens. Es bleibt offen, wo das Seminar angesiedelt ist; die lernende Zielgruppe (Anfänger, Fortgeschrittene, Bachelor- oder Master-Studierende, Haupt- oder Nebenfach) sowie die curricularen Lernziele des angestrebten Kurses (allgemeine/spezifische, klassische/moderne Soziologie, Makro/Mikro, Theorie/Empirie?) werden nicht konkretisiert. Die gewünschte Antwort fiel sicherlich leichter, wenn diese Informationen vorhanden wären. Welche Bedeutung hat die Zielgruppe der Studierenden überhaupt? Geht es darum, eine bestimmte Art von Texten und Autoren auszuwählen, die möglicherweise eine einfache Sprache verwenden? Einführungstexte⁵ oder gesellschaftstheoretische Hauptwerke der Soziologie (ungeachtet ihrer Komplexität)? Bei der abschließenden Fragestellung: »Welche Texte würden Sie als die wichtigsten soziologischen Texte identifizieren?« verschwinden die Studierenden schließlich ganz aus dem Fokus (Gerhards 2014a: 315).

Diese begriffliche und inhaltliche Unbestimmtheit der Fragestellung spiegelt sich nicht zuletzt auch in den verwendeten Adjektiven wider. Zuerst wird von den Top-Texten, dann von den lohnenswerten, von den besten und schließlich von den wichtigsten gesprochen. Alle diese verschiedenen Begriffe sind alltagssprachlich und unspezifisch.

Es ist positiv hervorzuheben, dass sich Gerhards nicht auf seine eigenen Vorlieben verlassen möchte (wenngleich er dies bei der Auswahl seiner Untersuchungspersonen doch getan hat). Er lässt jedoch offen, ob die Befragten wiederum eigene Vorlieben artikulieren oder möglichst versuchen sollen,

5 Es wurden tatsächlich auch gängige Einführungstexte (jeweils einmal) genannt, wie Nicole Burzan: »Soziale Ungleichheit«, Rainer Geißler: »Die Sozialstruktur Deutschlands«, George Homans: »Was ist Sozialwissenschaft?« oder Sighard Neckel: »Starnstunden der Soziologie« (Gerhards 2014b).

das eigene Denken zu objektivieren, um eine intersubjektiv nachvollziehbare Auswahl anzustreben.

Auch die weiteren, ergänzenden Vorgaben (ebd.: 315) vereinfachen die Aufgabenstellung nicht sehr. Mit der ersten vermeintlichen Spezifikation wird das Auswahlfeld um angrenzende sozial- und geisteswissenschaftliche Fächer erweitert. Nun haben sich die Befragten nicht mehr nur nach unklaren Kriterien zwischen soziologischen Texten zu entscheiden, sie müssen diese auch noch gewichtend mit Texten aus anderen Fächern vergleichen. Eine inhaltliche Definition des Faches Soziologie als Einzelwissenschaft kann es in dieser Lesart kaum geben. Die zweite Spezifikation schließt Klassiker zunächst aus, um sie dann als Ausnahmen, die einmal mehr mit subjektiven Entscheidungen verbunden sind, wieder zuzulassen. Und zuletzt werden die Auswahlmöglichkeiten explizit in alle Richtungen geöffnet, indem restlos alle theoretischen, empirischen, quantitativen und qualitativen Texte erwünscht sind.

Abschließend wird noch die zu Beginn explizit vorgenommene Begrenzung auf die Top Ten zurückgenommen, »es können weniger, aber auch mehr sein« (ebd.). »Manche von denen, die geantwortet haben, haben weniger als zehn Texte angegeben, andere haben die Zahl von zehn Texten leicht überschritten.« (ebd.). Wie viele genau, und welche Konsequenzen hat diese Variation für die Interpretation der Daten? Hierbei wird auch nicht gesagt, ob die Antworten in eine Rangordnung gebracht werden sollen.⁶

Erwähnenswert scheint mir darüber hinaus noch ein blinder Fleck in der Erörterung der Fragestellung zu sein. Es wird versäumt zu klären, ob die Untersuchungsteilnehmerinnen und -teilnehmer das Geschlecht der Autorinnen und Autoren bei der Textauswahl berücksichtigen oder außer Acht lassen sollen. Da der Autor nichts sagt, liegt die Vermutung nahe, dass kein (besonderer) Fokus auf Gleichstellung gelegt werden soll, aber auch hier obliegt es einmal mehr den Befragten, selbst zu entscheiden, wie sie mit dieser Frage verfahren.⁷

6 Auch bleibt offen, ob nur ein Text je genanntem Autor bzw. genannter Autorin zugelassen ist oder mehrere.

7 Die Studie von Lenger et al. (2014: 457) zeigt, dass dieser blinde Fleck kein Einzelfall zu sein scheint. Die Autoren finden, die »eklatante Ausblendung weiblicher Autor*innen« [sic!] durch die Studierenden sei bemerkenswert; dabei haben sie in ihrer zur Bewertung gestellten Auswahl ebenfalls nur eine Frau (Judith Butler) unter 26 Personen aufgeführt. Das Ergebnis ist demnach nicht verwunderlich, sondern vielmehr erwartbar (siehe zum Beispiel auch Barlösius 2004).

Vor dem hier diskutierten methodischen Hintergrund wundert es kaum, wenn die Antworten eine große Streuung aufweisen. Die Rückmeldung von Befragten, dass sie »mit der Frageformulierung nicht zufrieden« waren (ebd.), ist nachvollziehbar. Die gestellte Frage ist zu allgemein(-sprachlich) formuliert und die Erläuterungen tragen zur Verwirrung bei. Sich darauf zu verlassen, dass der andere schon wissen wird, was man meint, mag in alltäglichen sozialen Kontexten mehr oder weniger funktionieren, im wissenschaftlichen Diskurs führt es zu Problemen.

Ergebnisse, Befunde und Schlussfolgerungen

Werfen wir trotz der methodischen Einwände einen Blick auf die Ergebnisse, deren Gehalt hier nicht *in toto* bestritten werden soll.

Beginnen wir mit einer kurzen Randnotiz: In der präsentierten Tabelle werden für die ersten zehn Werke die Plätze 1 bis 10 vergeben (Gerhards 2014a: 316). Tatsächlich gibt es jedoch nur fünf unterschiedliche Ränge, da sich Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns *Konstruktion der Wirklichkeit* und Max Webers *Wirtschaft und Gesellschaft* mit je 6 Nennungen den dritten Rang teilen, Platz 5, 6 und 7 teilen sich mit je 5 Nennungen den Folgerang und für die letzten vier gilt mit je vier Nennungen dasselbe.

Gerhards stellt fest, dass die Nennungen, nach den obigen Klärungen wenig überraschend, eine »sehr hohe Streuung« (ebd.: 317) aufweisen würden. Diese Streuung und eine damit verbundene Personen- und Werkvielfalt könnte dadurch begründet sein, dass die Befragten, möglicherweise in Orientierung an den vielseitigen und breit angelegten Vorgaben, mit Blick auf die Zielgruppe der Studierenden systematisch nach Vielfalt gestrebt und die Werke in Sets aufeinander abgestimmt haben, wie auch der Autor es vermutet (ebd.). Das würde jedoch bedeuten, dass wahrscheinlich nicht unbedingt die absolut als am wichtigsten oder am besten eingeschätzten Werke ungeachtet ihrer Relation zur Konkurrenz angegeben wurden, sondern relationale Sets, das heißt relativ wichtigste oder beste Werke. Für diese Sets wäre dann wiederum zu fragen, ob es überhaupt sinnvoll ist, die darin enthaltenen Werke isoliert voneinander auszuwerten, so wie dies geschehen ist.

Gerhards konstatiert weiter, »einen Kanon von Texten, der als verbindlich erachtet werden kann, gibt es kaum« (ebd.: 317). Aber stimmt das tatsächlich? Glaubt man den Befunden, welche die Nennungshäufigkeiten der Werke wiedergeben, sind sich immerhin 43 Prozent (10 Nennungen) der

Antwortenden einig, dass Pierre Bourdieus »La Distinction« (1979) auf jeden Fall gelesen werden sollte (vgl. Gerhards 2014b). Auch Merton genießt mit »Social Theory and Social Structure« (1949) Ansehen bei den Antwortenden (39 Prozent bzw. 9 Stimmen). Nach Weber, der mit drei Werken bzw. insgesamt 14 personenbezogenen Stimmen (61 Prozent) tatsächlich von der Mehrheit der Antwortenden gewürdigt wird, finden auch Bourdieu, Durkheim und Merton (mit jeweils 11 Personenstimmen) persönlich besondere Anerkennung.⁸ Ihnen folgen mit etwa einem Drittel der personenbezogen ausgewerteten Stimmen Niklas Luhmann (8 Stimmen), Erving Goffman und Mark Granovetter (7) sowie mit immerhin noch etwa einem Viertel Berger, Luckmann (6) und James Coleman (6).⁹ Angesichts der Vielzahl der zur Wahl stehenden Soziologinnen und Soziologen sowie Werke und gerade auch der vom Autor bewusst gewählten Vielfalt der Befragten scheinen diese Werte doch relativ hoch. Oder anders gesagt, wenn jede der 33 Personen, die in Kaeslers »Klassiker der Soziologie« (2006; 2007) besprochen wird, die gleiche zufällige Chance hätte, einmal ausgewählt zu werden, das heißt, wenn jede/r Antwortende zufällig einen dieser 33 Klassiker gezogen hätte, hätten diese bei jeder individuellen »Wahl« eine Chance von 1/33 (oder 0,03) gezogen zu werden. Angesichts der Tatsache, dass die Wahlmöglichkeiten nicht auf 33 Klassiker beschränkt waren, können wir also begründet vermuten, dass die Auswahl wahrscheinlich nicht zufallsverteilt ist, sondern bestimmte Wahlmuster offenbart.¹⁰ Demnach steht die Schlussfolgerung von Lenger et al. (2014: 451), es gebe Anhaltspunkte, die »auf eine verstärkte Kanonisierung der deutschsprachigen Soziologie hin[weisen]« nicht in Widerspruch zu den hier besprochenen Ergebnissen.

Zur Identifikation von möglichen inhaltlichen Gemeinsamkeiten und Mustern wäre eine über Personennamen und Titel hinausgehende vergleichende Analyse der in den Texten behandelten Themen interessant. Beispielsweise behandeln mehrere Werke Kapital(ien)begriffe und zahlreiche Werke beschäftigen sich mit sozialer Ungleichheit bzw. Sozialstruktur (vgl. Gerhards 2014b). Die Schlussfolgerung, die Soziologie sei eine »Protowissenschaft« scheint vor diesem Hintergrund zumindest voreilig.

8 Der überraschende Fakt, dass nur einmal ein Werk von Karl Marx (»Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«) genannt wurde, bleibt im Beitrag unerwähnt.

9 Alle Angaben gelten unter der Bedingung, dass kein/e Befragte/r eine/n Autor/in doppelt genannt hat. Diese Information fehlt bei Gerhards.

10 Alternativ hätte Bourdieu sehr, sehr großes Losglück gehabt.

Insgesamt stellt Gerhards eine »Orientierung an den Klassikern« fest (Gerhards 2014a: 317), verzichtet jedoch auf eine Klärung des Begriffs.¹¹ Dies verwundert meines Erachtens wenig. Bereits Barlösius hat festgehalten, dass »[s]oziologische Klassiker [...] erstaunlich unumstritten [sind]« (2004: 530). Ein Grund hierfür lässt sich sicherlich im Angleichungsprozess des institutionellen Isomorphismus ausmachen (DiMaggio, Powell 1983), da die Mitglieder der Untersuchungsgruppe schon länger im soziologischen Wissenschaftsfeld tätig sind, dort ausgebildet und selektiert wurden. Barlösius beschreibt dieses Phänomen im Anschluss an Bourdieu:

»Mit dem Konzept des wissenschaftlichen Habitus kann die hohe Übereinstimmung bei der Auswahl, der Darstellungsweise und den Abgrenzungskriterien der Klassiker erklärt werden, die in deutlichem Kontrast zu der stets wiederholten Feststellung steht, dass die Soziologie kaum zu verbindlichen Festlegungen fähig sei.« (Barlösius 2004: 533).¹²

Vor dem Hintergrund der Zielgruppe der Studierenden ist eine Klassikerorientierung nicht erstaunlich, da diese oft als »Beispiele für gute Soziologie« (Sutherland, zit. n. Barlösius 2004: 533) betrachtet werden. Auch scheint diese Konformität logisch, wenn man berücksichtigt, dass es in der Lehrperspektive sinnvoll ist, Werke zu empfehlen, die man (gut) kennt, die bereits in der Disziplin etabliert sind und zu denen es leicht zugängliche Einführungsliteratur gibt. Mit anderen Worten, die Lektüre dieser Vordenker »fordert dazu auf, seltener der unbedarften Neigung nachzugeben, permanent Neues und Unerforschtes entdecken, aktualisierte Gegenwartsdiagnosen verfassen oder noch ungedachte Theorien entwerfen zu wollen« (Barlösius 2004: 534).

Die Befragten mussten zudem nicht spontan und direkt antworten, sondern konnten recherchieren. Bei Bedarf konnten sie sich also einen Über-

11 Ist Bourdieu ein Klassiker, ein moderner Klassiker, ein Gegenwartsdiagnostiker oder schlicht der berühmteste, weil meistzitierte Soziologe des ausgehenden 20. Jahrhunderts? Wer ist ein Klassiker, eine Klassikerin und warum?

12 Dies mag womöglich auch ein Grund dafür sein, dass die Frage nach einer möglicherweise geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Nennungshäufigkeit von Soziologinnen und Soziologen sowie deren Werken ebenfalls nicht thematisiert wird. Ein solcher Unterschied existiert jedoch offenbar, denn unter den 23 höchstgerankten Personenpositionen und den 18 meist genannten Werken findet sich kein Text von einer Soziologin (vgl. Gerhards 2014b). Überhaupt werden nur drei Frauen, davon zwei mit Professuren in Harvard, mit je zwei Nennungen häufiger als einmal genannt. Nach wie vor scheint eine deutliche Orientierung an Autoren zu bestehen.

blick darüber verschaffen, was als objektivierbare und von anderen wahrscheinlich geteilte Antwort anerkannt werden würde. Ein Hinweis hierfür findet sich in der Anmerkung des Autors, dass einer der Teilnehmer die Studie der International Sociological Association (ISA) erwähnte. Dies legt nahe, dass sich die Antwortenden an der genannten Studie, an gängiger Einführungsliteratur und/oder anderen leitenden Informationen orientiert haben (können).¹³ Dies wäre auch nicht weiter schlimm, im Gegenteil, aber es stellt die Ergebnisse der Erhebung in ein anderes Licht.

Und schließlich ist es kein Geheimnis, dass ein Großteil der älteren Werke durch Prozesse der Selektion (des Erinnerns und Vergessens) über die Zeit aus dem Blickfeld verschwinden, so dass deren Auswahlpool (gefühl) kleiner wird, während die Vielfalt der jüngeren Werke eine viel größere Auswahl bietet, für die es noch keine »gesicherten« Bewertungen gibt. Die vortragene Schlussfolgerung ist auch hier interessant. Gerhards fragt, »welches die Relevanz der ungeheuren Vielzahl und exponentiell gewachsenen Anzahl an Büchern und Aufsätzen aus jüngeren Jahren ist. Offensichtlich wird dieser breite Korpus an Texten als weniger relevant erachtet« (Gerhards 2014a: 318). Hier kann man auf der Basis der (teilweise) veröffentlichten Daten (siehe Gerhards 2014b) durchaus auch zu anderen Schlussfolgerungen kommen.

Angesichts der veranschaulichten Überlegung, dass vermutlich relationale Sets abgegeben wurden, und unter der Voraussetzung, dass sich das Antwortverhalten der Personen nicht grundsätzlich systematisch unterscheidet,¹⁴ ist gut denkbar, dass je Set ein Teil der Texte nach objektivierten Maßstäben – sozusagen als *safe choice* – und ein kleinerer Teil nach eigenen aktuellen und subjektiven Vorlieben – als *risk choice* – ausgesucht wurde. Für diesen (vermutlich moderneren) Teil könnte man annehmen, dass es, angesichts der angesprochenen Fülle an Literatur, eine deutlich größere Streuung gibt und dieser folglich insgesamt niedrigere Häufigkeiten aufweist. Wenn man unterstellt, dass die einzelnen Personen bei ihren Sets kein internes Ranking eingebaut haben, sondern ihre Literaturnennungen als gleichwertig

13 Die große Übereinstimmung zwischen den von Studierenden genannten Soziologinnen und Soziologen mit den von Lenger et al. 2014 aus gängigen Lehrbüchern entnommenen und zur Bewertung gestellten Soziologen und Judith Butler legt für diese Studie die ähnliche Vermutung nahe, dass die Studierenden sich an denselben in der Grundlagenlehre verwendeten Standardwerken orientiert haben könnten wie Lenger, Rieder und Schneickert.

14 Ein systematischer Unterschied könnte sein, dass eine Person nur Klassiker nennt, während eine andere Person nur junge Autorinnen und Autoren nennt.

betrachten, dann stehen die Texte, die seltener, das heißt von weniger Personen genannt werden, zwar für die Gesamtauswertung im Ranking weiter hinten, innerhalb jedes einzelnen Sets wären diese Texte jedoch als gleichrangig zu betrachten. Insofern ist zwar, wie gesagt, nicht zu erwarten, dass die modernen Texte auf die vorderen Ränge kommen, nicht zuletzt auch aufgrund der unterschiedlichen Hintergründe der Teilnehmerinnen und Teilnehmer; zugleich bedeutet dies aber auch, dass die hinteren Ränge gleichermaßen ausgewertet werden müssen, um Aussagen über die individuelle (klassische oder moderne) Orientierung treffen zu können. Zur Veranschaulichung habe ich exemplarisch jene 89 Literaturangaben mit nur einer Nennung nach ihrer Zuordnung zu Jahrzehnten ergänzend ausgewertet:

Tab. 1: Auswertung der Personen mit nur einem Werk und nur einer Nennung.

Jahre	Alle Texte (89)	Anteil an allen Texten in %	Anzahl Artikel (31 von 89)	Anteil der Artikel an allen Texten in %	Anteil an allen Artikeln in %
bis 1920	3	3,4%		0,0%	0,0%
1921–1930	1	1,1%		0,0%	0,0%
1931–1940	1	1,1%		0,0%	0,0%
1941–1950	1	1,1%	1	1,1%	3,2%
1951–1960	4	4,5%	1	1,1%	3,2%
1961–1970	5	5,6%	1	1,1%	3,2%
1971–1980	13	14,6%	4	4,5%	12,9%
1981–1990	12	13,5%	3	3,4%	9,7%
1991–2000	22	24,7%	8	9,0%	25,8%
2001–2010	25	28,1%	13	14,6%	41,9%
2011–2014	2	2,2%		0,0%	0,0%
Summe	89	100,0%	31	34,8%	100,0%

Quelle: Gerbards 2014b; eigene Erhebung der Erstveröffentlichungsjahre, eigene Berechnung und Darstellung

Das Ergebnis zeigt, dass die Antwortenden dort, wo sie von der angenommenen klassischen Lehrmeinung abweichen, deutlich jüngere Texte ausgewählt haben und dass es sich bei diesen zu etwa einem Drittel (34,8 Prozent) um Zeitschriftenaufsätze handelt. Von den 89 Werken sind 71 genauso alt wie oder jünger als das jüngste von Gerhards (2014a: 316f.) angeführte Werk der Top Ten aus dem Jahr 1973. Nur 15 wurden vor 1971 veröffentlicht. Die vermeintliche allgemeine Klassikerorientierung kann demnach gerade nicht in der vom Autor reklamierten Eindeutigkeit bestätigt werden. Es ist vielmehr zwischen einer untersuchten kollektiven Klassikerorientierung (mit der nach wie vor offenen Frage, was ein Klassiker ist) und einer noch intensiver zu untersuchenden individuellen, gegebenenfalls moderneren Orientierung zu unterscheiden.

Fassen wir bis hierhin zusammen. Es wird zu Beginn kein, über die Erhebung von ad hoc Fakten aus praktischen Motiven hinausgehendes Erkenntnisinteresse dargelegt. Der Forschungsstand wird nicht berichtet, der Untersuchung liegen keine explizit gemachten Theorien zugrunde, dementsprechend können auch keine Hypothesen aufgestellt oder gar geprüft werden. Die Zielsetzung der Untersuchung ändert sich im Verlauf der Studie, die Methodik bleibt unbegründet, die Begrifflichkeit ist weitgehend alltagssprachlich und es finden sich keine ausreichend spezifizierenden Operationalisierungen; weder wird theoretisch die Auswahl der Untersuchten begründet noch die Begrifflichkeit geklärt. Der Argumentation liegen versteckte Prämissen und implizite Definitionen zugrunde. Beim Bericht der Ergebnisse werden unbekannte, aber relevante Aspekte des Forschungsdesigns offenbar und die Befunde werden nachträglich mit einer ad hoc Theorie verbunden. Die Darstellung der Befunde ist zudem unvollständig. Es wird zwar kein analytischer Anspruch erhoben, dennoch werden Schlüsse nahegelegt. Zuletzt werden die Befunde und Aussagen relativiert, gleichzeitig jedoch als Grundlage für weitere Forschung empfohlen – und diese werden dann in der Folge auch von anderen Autoren weitgehend ohne Hinterfragung des methodischen Vorgehens und damit eher unkritisch weiterverwendet (vgl. Lenger et al. 2014).

Vergleichbarkeit der Befunde

Diskutieren wir der Vollständigkeit halber die Vergleichbarkeit der Befunde. Auch diesmal bleibt eine Auseinandersetzung mit existierenden Interpretationen der zu Vergleichszwecken herangezogenen ISA-Studie aus (vgl. Fleck 2000: 38f.). Zu Beginn werden verschiedene Gründe angeführt, weswegen die Studie nicht mit der erwähnten Studie »Books of the Century« (ISA 1998) vergleichbar ist, um dann zu schlussfolgern, dass sich die Ergebnisse »[t]rotz der Unterschiede [...] mit den Befunden der eigenen kleinen Umfrage zumindest partiell vergleichen« ließen (Gerhards 2014a: 319). Es bleibt offen, worin diese partielle Vergleichbarkeit liegen könnte.

Die ISA weist für ihre Studie, in der nach den fünf wichtigsten Büchern des Jahrhunderts gefragt wurde, eine Gesamtteilnehmerzahl von 455 (von 2.785) Mitgliedern bei 126 teilnehmenden Frauen und 329 Männern aus.¹⁵ Die Auswertung wird je getrennt einmal nach genannten Personen und einmal nach Büchern ausgegeben. Eine zweite Auswertung der Antworten ist (wenn auch unvollständig) nach Altersgruppen dargestellt. Hier sind die Ergebnisse in drei Gruppen unterteilt: 136 Befragte waren jünger als 45 Jahre, 199 zwischen 45 und 55 sowie 120 älter als 55 Jahre (ISA 1998).

Nach Gerhards haben alle von ihm befragten Personen eine Professur inne und weisen Berufserfahrung auf (Gerhards 2014a: 315), so dass bei einem Berufungsalter von um die 43 Jahre (Hillmert 2003) der Ausschluss der unter 45-Jährigen eine sinnvolle Maßnahme gewesen wäre. Statt nun aber diese Altersgruppe aus dem Vergleich auszunehmen, wurden die allgemeinen Befunde der »Books of the Century« gewählt und damit 136 zu junge Personen (30 Prozent) einbezogen (Gerhards 2014a: 319). Zusätzlich zu der ohnehin eigentlich schon nicht vorhandenen Vergleichbarkeit wurde demnach auf eine mögliche Korrektur der Ergebnisse zur Verbesserung der Vergleichbarkeit verzichtet.

15 Auch in der Veröffentlichung dieser Studie (ISA 1998) gibt es Lücken bzw. unbekannte Aspekte, mit denen wir uns hier nicht näher beschäftigen können. Zum Beispiel wird nicht ausgewiesen, wie viele Frauen und Männer Mitglied der ISA sind; es wird die Sprache abgefragt, in welcher Soziologie studiert wurde (inklusive Mehrfachnennungen), aber es wird nicht erörtert, wie hoch der Anteil der ISA-Mitglieder aus den jeweiligen Ländern ist oder wie viele Soziologinnen und Soziologen es ungefähr in den jeweiligen Ländern gibt. Dadurch bleibt offen, ob bestimmte Gruppen überrepräsentiert sind. Auch gibt es keine Auswertung nach Ländern, die für die Identifikation nationaler Unterschiede von Interesse wäre.

Der Autor zeigt sich beeindruckt von der Übereinstimmung von sechs Titeln seiner eigenen Top Ten-Liste (Gerhards 2014a: 316, 319) mit der allgemeinen »Books of the Century«-Top-Ten-Liste (»BotC-10«) aller 455 ISA-Voters. Auch beim Vergleich der »BotC-10«-Liste der 319 ISA-Voters, die älter als 45 Jahre sind (siehe Tabelle 2), mit den Befunden der Gerhards-Untersuchung gibt es sechs Übereinstimmungen.¹⁶ Es gibt also einen gewissen Zusammenhang zwischen diesen Listen. Aber bestätigt diese Ähnlichkeit auch eine »partielle« Vergleichbarkeit? Nein, sie zeigt nur, dass auch Befunde, die methodisch nicht im engeren Sinne vergleichbar sind, ähnlich aussehen können. Es ist dabei durchaus plausibel, dass die Listen einen gemeinsamen inhaltlichen Kern haben, da auch der internationale Vergleich der in Lehrbüchern behandelten Klassikerinnen und Klassiker gezeigt hat, dass es ein hohes Maß an internationaler Übereinstimmung gibt (Barlösius 2004). Wir wissen jetzt, dass es bei einer Befragung zu den fünf wichtigsten Büchern des 20. Jahrhunderts und bei einer Befragung zu den zehn wichtigsten Werken für die soziologische Lehre – erwartbar, aber nicht selbstverständlich – zu Übereinstimmungen bei den Nennungen kommt (bzw. kommen kann) und dass bei beiden Fragestellungen (zumindest auf den vorderen Rängen) ähnliche Auswahlkriterien angelegt zu werden scheinen. Der nun vermeintlich naheliegende Schluss jedoch, dass durch diesen Vergleich mit einer größeren (aber im Detail anders angelegten) Untersuchung eine Verallgemeinerung bzw. Bestätigung der Ergebnisse von Gerhards' kleinerer Befragung möglich würde, ist hiermit nicht begründbar. Denn selbst wenn die Listen grundsätzlich verschieden wären,¹⁷ würde sich an der Frage der Verallgemeinerbarkeit der Befunde von Gerhards nichts ändern, solange sich die Fragestellungen und die Forschungsdesigns unterscheiden.

16 Vergleicht man alle drei Listen – Gerhards' Top Ten, »BotC-10« (alle) und »BotC-10« (älter als 45) –, sind fünf Werke bzw. vier Autoren (Berger & Luckmann, Bourdieu, Merton und Weber) übergreifend identisch. In den beiden ISA-Listen stimmen sieben Werke bzw. sechs Personen überein (Weber jeweils mit zwei Werken).

17 Es wäre durchaus denkbar, dass in der Lehre (z.B. Einführungsliteratur) und in Bezug auf die Evergreens des Faches (z.B. hochkomplexe Theoriegebäude) ganz unterschiedliche Werke als zentral erachtet werden.

Tab. 2: Most voted »Books of the Century«. Voters older than 45 years*

Rang	Name	Werk	Nennungen
1	Weber, Max	Economy and Society	61
2	Merton, Robert K.	Social Theory and Social Structure	42
3	Weber, Max	The Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism	35
	Mills, C. Wright	The Sociological Imagination	35
5	Bourdieu, Pierre	Distinction: A Social Critique of the Judgment of Taste	20
6	Berger, P.L. & Luckmann, T.	Social Construction of Reality	19
7	Mead, George Herbert	Mind, Self and Society	18
	Parsons, Talcott	The Structure of Social Action	18
9	Durkheim, Emile	The Elementary Forms of Religious Life	15
10	Giddens, Anthony	The Constitution of Society	10
	Wallerstein, Immanuel	The Modern World-System	10

Datenquelle: ISA 1998; eigene Berechnungen und Darstellung

* Number of voters 319. Age Groups »45–55 years old« (number of voters = 199) and »More than 55 years old« (number of voters = 120). Anzahl der Votes pro Voter = 5 Books; Einschränkung: die Daten sind in der Quelle unvollständig ausgegeben, nur die Top Ten bzw. Top 13 wurden veröffentlicht.

Ungeachtet der Vergleichbarkeitsfrage ist nicht nachvollziehbar, weshalb der Autor die Übereinstimmungen der Listen nicht zum Anlass nimmt, seine Schlussfolgerung bezüglich der Protowissenschaft noch einmal kritisch zu reflektieren. Zudem stellt sich nicht zuletzt auch die Frage, ob die ISA-Studie (und andere Quellen) die vom Autor befragten Untersuchungspersonen in deren Auswahl beeinflussen haben könnte, und entsprechend zu prüfen wäre, ob die Zusammenhänge dadurch begründet sind, dass die Existenz der einen Daten die Produktion der anderen Daten beeinflusst hat.

Diskussion und Ausblick

Zum Ende seines Beitrags schränkt Gerhards – im Sinne von Feynman (1974: 11) – bei der Interpretation der Befunde ein, dass sich die

»ursprüngliche Intention, Aufschluss über den Kanon der zehn wichtigsten soziologischen Texte zu erhalten, [...] durch die Ergebnisse der kleinen Befragung nur partiell [habe] realisieren [lassen], weil die Nennungen der Texte und Autoren zu wenig zentriert und die Streuung zu hoch ist« (Gerhards 2014a: 320).

Allerdings ließe sich, selbst wenn die Befunde stark zentriert und die Streuung gering gewesen wären, auch kein anderes Ergebnis berichten. Dies liegt daran, dass die Befunde, egal, ob sie einheitlich oder uneinheitlich ausfallen, keinen empirischen Aussagegehalt haben, der über »32 nach nicht veröffentlichtem Procedere ausgewählte Personen haben Texte nach unklaren Kriterien ausgewählt« hinausgeht. Das ist für die Befragten schade, die sich mit Mühe und Hilfsbereitschaft an der Umfrage beteiligt haben, aber auch für die Studierenden, für die Gerhards eine fundierte Seminargrundlage schaffen wollte, und nicht zuletzt auch für den Autor selbst, dessen gute Absicht nicht bestritten wird.

Die Befunde von Barlösius (2004: 528f.) zeigen, dass außer Berger und Luckmann, Granovetter und dem Wirtschaftswissenschaftler Mancur Olson alle in Gerhards' Top-Ten genannten Autoren in den untersuchten deutschen, französischen und amerikanischen Lehrbüchern behandelt werden.¹⁸ Hiermit verbunden stellt sich nun unweigerlich die Frage, welchen Erkenntniswert die »Ergebnisse der kleinen Umfrage« (Gerhards 2014a: 321) haben. Was ist das »something else [...] in addition« (Feynman 1974: 11), das über die Bestätigung des Altbekannten hinausgehen könnte?

In der Darstellung der Ergebnisse bleiben die potentiell interessantesten Aspekte leider unbeleuchtet: die zahlreichen modernen Texte bis Rang 124 oder Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Themen, Theorien und Grundbegriffen der genannten Werke. Auch die einzelnen Set-Zusammenstellungen wurden nicht analysiert. So blieb zum Beispiel die hier vermutete individuelle Orientierung von Befragten an moderneren Texten unentdeckt. Aussagen über Paradigmen sind auf Basis des bisherigen Forschungsdesigns und der bisherigen Auswertungen schwer möglich. Die nach wie vor existierende Männerorientierung wurde nicht thematisiert.

¹⁸ Teilausnahmen: Norbert Elias wird nicht in den französischen Lehrbüchern genannt, James Coleman nicht in den untersuchten deutschen (Barlösius 2004: 528f.).

Die weitgehende Abwesenheit marxistischer sowie kritischer Theorietraditionen wurde nicht problematisiert.

Was bleibt, sind sinnvolle offene Fragen zur Entwicklung soziologischer Paradigmata (und durchaus damit zusammenhängend zur Ausgestaltung grundlegender Lehrinhalte), denen theoretisch und empirisch weiter nachgegangen und die, ganz in Übereinstimmung mit Gerhards, in der Tat weiter diskutiert werden sollten. Abschließend ist zu fragen, ob Nennungshäufigkeiten, die uns zweifelsohne einen deskriptiven Hinweis auf die empirische Verbreitung des (Lebens-)Werks eines Autors oder einer Autorin geben können, (und damit verbundene Mehrheitsmeinungen) tatsächlich auch als ein sinnvoller Indikator zur Bestimmung der Güte von Theorien und Werken fungieren und ein guter Ratgeber für die Bestimmung eines Lehrkanons sein können.

Gemäß des hier zugrunde gelegten Feynmanschen Anspruchs an Wissenschaft sei an dieser Stelle auch Selbstkritik geäußert: In diesem Beitrag übe ich Kritik, biete selbst aber kein eigenes Forschungsprogramm und keine selber erhobenen Daten an. Positiv festzuhalten scheint mir dennoch, dass die öffentlich zur Verfügung stehenden Daten erweiternd ausgewertet, die berichteten Befunde und Schlussfolgerungen korrigierend ergänzt und damit verbundene grundlegende Problemstellungen der wissenschaftlichen Vorgehensweise sowie spezifische Probleme bezüglich der Analyse von Paradigmen thematisiert werden konnten.

Wenn man heute im Internet nach den Begriffen »Soziologie Top Ten Werke« sucht, rangiert der hier diskutierte Beitrag an erster Stelle und wird deshalb vermutlich von vielen Studierenden bei ihren Recherchen entdeckt und gegebenenfalls auch verwendet. Es ist richtig, »als Inspirationsquelle« (Gerhards 2014a: 320) ist er sicherlich anregend, aber es wäre wünschenswert, wenn er auch als Forschungsbeitrag einen aussagekräftigeren Erkenntniswert bereitstellen könnte. Denn wir wollen doch alle, dass die Flugzeuge landen.

Literatur

- Barlösius, E. 2004: »Klassiker im Goldrahmen« – Ein Beitrag zur Soziologie der Klassiker. *Leviathan*, 32. Jg., Heft 4, 514–542.
- DiMaggio, P. J., Powell, W. W. 1983: The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields. *American Sociological Review*, 48. Jg., Heft 2, 147–160.
- Feynman, R. P. 1974: Cargo Cult Science. Some remarks on science, pseudoscience, and learning how to not fool yourself. Caltech's 1974 commencement address. *Engineering and Science*, 37. Jg., Heft 7, 10–13.
- Fleck, C. 2000: Auf der Suche nach Anomalien, Devianz und Anomie in der Soziologie. In C. Fleck (Hg.), *Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften*, Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderband 5, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 13–51.
- Gabriel, M., Gratzl, N. 2008: Paradigmen in der Soziologie – Explikation, Unterscheidungen und Unterschiede. In A. Balog, J. A. Schüle (Hg.), *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft*. Wiesbaden: VS, 81–104.
- Gerhards, J. 2014a: Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? *Soziologie*, 43. Jg., Heft 3, 313–321.
- Gerhards, J. 2014b: Anhang zum Artikel von Jürgen Gerhards: Top Ten Soziologie. http://www.polsoz.fu-berlin.de/soziologie/arbeitsbereiche/makrosoziologie/mitarbeiter/lehrstuhlinhaber/juergen_gerhards.html
- Gläser, J. 2004: Why are the Most Influential Books in Australian Sociology not Necessarily the Most Highly Cited Ones? *Journal of Sociology*, 40. Jg., Heft 3, 261–282.
- Hillmert, S. 2003: Altersstruktur und Karrierewege der Professorinnen und Professoren in der deutschen Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55. Jg., Heft 1, 116–135.
- International Sociological Association (ISA) 1998: Books of the century. <http://www.isa-sociology.org/books/> (letzter Aufruf 19. Juli 2014).
- Kaesler, D. (Hg.) 2006: *Klassiker der Soziologie. Band I: von Auguste Comte bis Alfred Schütz*. München: C.H. Beck.
- Kaesler, D. (Hg.) 2007: *Klassiker der Soziologie. Band II: Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens*. München: C.H. Beck.
- Kuhn, T. S. 1976: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lenger, A., Rieder, T., Schneickert, C. 2014: Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden. Welche Autor*innen Soziologiestudierende tatsächlich lesen. *Soziologie*, 43. Jg., Heft 4, 450–467.
- Merton, R. K. 1938: Science and the Social Order. In R. K. Merton, *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Chicago and London: The University of Chicago Press, 254–266.

-
- Merton, R. K. 1942: The Normative Structure of Science. In R. K. Merton, *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Chicago and London: The University of Chicago Press, 267–278.
- Merton, R. K. 1973: *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Edited and with an Introduction by N. W. Storer. Chicago and London: The University of Chicago Press.
- Reckwitz, A. 2002: Der soziologische »Kanon: Disziplinierung oder Grenzüberschreitung. Sammelbesprechung. *Soziologische Revue*, 25. Jg., Heft 3, 247–257.
- Skrbis, Z., Germov, J. 2004: The most influential books in Australian sociology (MIBAS), 1963–2003. *Journal of Sociology*, 40. Jg., Heft 3, 283–303.
- Thomas, J. E., Kulkan, A. 2004: »Why Don't I Know About These Women?«: The Integration of Early Women Sociologists in Classical Theory Courses. *Teaching Sociology*, 32. Jg., Heft 3, 252–263.

Die publikationsorientierte Vermittlung von Schreibkompetenzen

Zur Orientierung des studentischen Schreibens in der Soziologie am wissenschaftlichen Veröffentlichungsprozess

Stefan Köhl

1. Einleitung: zu den Pathologien im Schreibprozess an Universitäten

Es existieren vielfältige, gut gemachte Hilfestellungen, die Studierenden vermitteln, wie man »wissenschaftlich schreibt«. Die Hilfestellungen kommen manchmal – zum Beispiel wie im Fall von Otto Kruses »Keine Angst vor dem leeren Blatt« (Kruse 2007) – als mit kurzen psychologischen Betrachtungen angereicherte Selbsthilfebücher daher, manchmal – wie im Fall von Howard S. Becker – als eine immer wieder soziologische Reflexionen einwebende Hilfestellung für das Schreiben wissenschaftlicher Texte (Becker 2000). Manche Hilfestellungen, wie zum Beispiel die von Umberto Eco über das Schreiben einer wissenschaftlichen Abschlussarbeit, sind selbst als Buch ein Lesegenuss (Eco 1988), andere sind eher in dem zu sprachlichen Übertreibungen neigenden Duktus der aktuellen Selbstoptimierungsliteratur gehalten. Angesichts der Vielzahl von Hilfestellungen sprechen Andrea Frank, Stefanie Haacke und Swantje Lahm bereits von einem »Valentin-Phänomen« bei den Hilfestellungen für Studierende – zum wissenschaftlichen Schreiben ist schon alles gesagt – nur noch nicht von allen (Frank et al. 2013: v).

Die an Studierende gerichteten Hilfestellungen erfüllen eine wichtige Funktion, weil es am Ende ja die Studierenden sind, die die wissenschaftlichen Texte verfassen müssen und daher ihrerseits eine starke Nachfrage

nach solchen Arbeitshilfen besteht. Für Lehrende aber stellt sich die Herausforderung, wie man Studierende dazu bekommt, systematisch an ihren Fähigkeiten zum Verfassen wissenschaftlicher Texte zu arbeiten.¹ Schließlich ist es für manche Studierende schon ein großer Schritt vom Kaufen zum Lesen einer der vielfältigen Hilfestellungen. Und ein noch größerer Schritt ist es vom Lesen solcher Hilfestellungen zu der systematischen Aneignung der Kompetenz, wissenschaftliche Texte zu verfassen. Es scheint weniger an den Hilfestellungen zum wissenschaftlichen Schreiben zu mangeln als an Konzepten, wie die Studierenden systematisch an das wissenschaftliche Schreiben herangeführt werden können.

Zum Problem: Glaubt man den entsprechenden Beschreibungen aus den Massenuniversitäten, dann besteht die Rückmeldung zu dem Text eines Studierenden nicht selten einzig und allein in der Mitteilung einer Note. Früher mussten sich die Studierenden die Noten noch in der Form eines Scheins in den Sekretariaten der Lehrenden abholen und bekamen so wenigstens die schriftlichen Kommentare der Lehrenden zu den Arbeiten mitgegeben. Mit der Durchsetzung der Campus-Management-Systeme an den Universitäten und Fachhochschulen ist häufig noch nicht einmal mehr das nötig, weil die Note von den Dozenten nur noch elektronisch eingestellt werden muss und über die Note hinausgehende inhaltliche Rückmeldungen nicht mehr erforderlich sind.² Diese für die Lehrenden und Studierenden interaktionsschonende Variante mag in den meisten Studiengängen die Ausnahme sein, aber es besteht kaum ein Zweifel, dass es an Bemühungen mangelt, die Studierenden zum Schreiben anzuregen.³

Die fehlende Schreibkompetenz der Studierenden ist nicht nur deswegen ein Problem, weil Studierende nicht in der Lage sind, sich in den wichtigsten wissenschaftlichen Kommunikationsmedien auszudrücken, sondern besonders deswegen, weil dadurch die Leistungsentwicklung von Studierenden generell behindert wird. Da wissenschaftliches Lernen zu einem nicht unerheblichen Teil über das Schreiben von Texten stattfindet, behindern Schreibhemmungen oder Schreibprobleme den Lernprozess von Studierenden (Kruse, Jakobs 1999: 25). Schließlich geht es beim Abfassen wissenschaftlicher Texte – darüber besteht in der Schreibforschung weitgehend Einigkeit – nicht nur um »die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben« (Grésillon 1995: 1), sondern besonders um die »die allmähliche

1 Vgl. zu dem Problem Bean (2001).

2 Vgl. zur Frage der Rückmeldung Beach, Friedrich (2006).

3 Vgl. nur beispielhaft für diese Krisendiagnose Kruse (1997) oder Eggensperger (2011).

Verfertigung des Gedankens beim Schreiben« (Epping-Jäger 1997: 223). »Ohne zu schreiben«, so Niklas Luhmann, »kann man nicht denken, jedenfalls nicht in anspruchsvoller, anschlussfähiger Weise« (1992: 53).

Bezüglich der Vermittlung von Schreibkompetenzen hat sich unter vielen Lehrenden jedoch ein gewisser Fatalismus breitgemacht. Man könne, so der Tenor, von Glück reden, wenn Studierende überhaupt noch Hausarbeiten einreichen würden, an denen man lediglich wissenschaftliche Mängel und argumentative Inkonsistenzen feststellen würde. Häufig mangle es nämlich schon an der basalen Fertigkeit, einen Gedanken frei von Grammatik- und Rechtschreibfehlern zu formulieren. Es habe auch gar keinen Sinn, gegen diese Missstände anzugehen, weil die Bildungspolitiker mit der Bologna-Reform eine Niveaubsenkung ja gerade intendiert hätten und es konsequenterweise an den Hochschulen nur noch darum gehe, durch eine Reduzierung der Anforderungen einen möglichst hohen Anteil einer Generation zu einem letztlich aussagegelassen Abschluss zu bringen.⁴

Selbst wenn die Diagnose einer politisch gewollten oder wenigstens geduldeten Niveaubsenkung an den Hochschulen stimmen sollte, befreit dies die Lehrenden letztlich aber nicht von der Aufgabe, Lehrkonzepte zu entwickeln, mit der auf der Ebene einzelner Studiengänge versucht werden kann, wissenschaftliche Standards aufrechtzuhalten. Schließlich bleibt den Lehrenden nichts anderes übrig, als in ihrer Lehre immer noch zu versuchen, für ihre Studierenden einen Unterschied zu machen – jedenfalls dann, wenn sie sich nicht an der inzwischen allgegenwärtigen Flucht in Graduiertenschulen, Excellence Cluster oder Selbstverwaltungsaufgaben beteiligen wollen (die häufig nichts anderes ist als eine auf die Lehre bezogene innere Kündigung, auch angesichts einer an überschießenden Planungsphantasien gescheiterten, europaweiten Bildungsreform und angesichts der Bedingungen an politisch gewollten, aber systematisch unterfinanzierten Massenuniversitäten).

Im Folgenden soll ein Lehrkonzept vorgestellt werden, wie Studierende dazu gebracht werden können, an ihren Schreibfähigkeiten zu arbeiten. Der Grundgedanke des Konzeptes ist es, Studierende systematisch an den wissenschaftlichen Publikationsprozess heranzuführen. Zentral ist dabei, dass die an wissenschaftlichen Publikationen orientierte Vermittlung von Schreibkompetenzen kein »Eliteförderungsprogramm« für einige besonders begabte und fleißige Studierende ist. Vermutlich kann jeder Lehrende von einigen weni-

4 Vgl. für die Klage beispielhaft zuletzt Bethke (2014).

gen Studierenden berichten, die mit viel Unterstützung dazu gebracht wurden, eine herausragende Hausarbeit als wissenschaftlichen Artikel zu publizieren. Solche häufig aufwendigen individuellen Förderungsprogramme sind zum Heranziehen des eigenen wissenschaftlichen Nachwuchses notwendig, erzielen bei der Vermittlung von Schreibkompetenzen aber keine Breitenwirkung an den Universitäten und Fachhochschulen.

Bei dem hier vorgestellten Konzept der publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen geht es vielmehr darum, dass sich möglichst alle Studierenden eines Seminars oder einer Lehrforschung beim Schreiben von Texten am wissenschaftlichen Publikationsprozess orientieren. Es kommt in dem Konzept – und das soll ausdrücklich hervorgehoben werden – nicht darauf an, dass auch nur jeder fünfte oder zehnte Studierende eines Studiengangs einen wissenschaftlichen Fachartikel in einer Zeitschrift oder einem Sammelband publiziert. Zentral ist vielmehr, dass jede schriftliche Arbeit eines Studierenden sich am wissenschaftlichen Publikationsprozess orientiert – unabhängig davon, ob ein Text am Ende publiziert wird oder nicht.

Das Grundprinzip des Konzeptes ist, dass Studierende von Beginn des Studiums an nicht für die Schublade, sondern für Leser schreiben sollen und diese Leserschaft nicht nur aus einem einzigen Lehrenden besteht. Sicherlich – viele Texte von Studierenden, aber auch von Wissenschaftlern werden für die (elektronische) Schublade geschrieben: die Notizen zu gelesenen Texten, Mitschriften von Diskussionen, Zusammenfassungen eigener Gedanken oder am Ende letztlich abgebrochene Veröffentlichungsversuche. Das Grundprinzip einer publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen ist aber, dass Studierende im Rahmen ihres Studiums an das wissenschaftliche Publizieren herangeführt werden. Dabei kann das gesamte Spektrum wissenschaftlicher Textformen als Orientierungspunkt genutzt werden.⁵

Durch die Orientierung am wissenschaftlichen Publikationsprozess soll eine Reihe von Effekten erzielt werden. Howard S. Becker hat zu Recht festgestellt, dass der Schreibprozess zu einem erheblichen Teil aus dem Redigie-

5 Hier werden beispielhaft fünf Textformen diskutiert – wissenschaftlicher Artikel, Rezension, Buch, Forschungsantrag und Essays. Man kann sich natürlich auch noch andere Textformen vorstellen wie zum Beispiel Forschungsberichte oder Thesenpapiere, aber auch eher ungewöhnliche Textformen wie die der wissenschaftlichen Satire. Siehe dazu beispielhaft Eco (1988) oder Esser (1998).

ren eines Textes besteht (Becker 2000: 20). Die Orientierung am Publikationsprozess soll Studierende dazu ermutigen, an ihrem Text weiterzuarbeiten, nachdem sie Rückmeldungen dazu bekommen haben. Ein weiterer wichtiger Effekt ist, dass durch die Orientierung am wissenschaftlichen Publikationsprozess Studierende systematisch dazu angeregt werden sollen, wissenschaftliche Texte und Bücher, die sie während ihres Studiums lesen, auch als mögliche Modelle für eigene Texte zur Kenntnis zu nehmen. Der angestrebte Effekt des Konzeptes besteht also nicht so sehr darin, dass schon Studierende die Wissenschaft mit ihren eigenen Texten bereichern, sondern dass die Orientierung am Publikationsprozess dazu beitragen kann, die Schreibkompetenzen der Studierenden zu verbessern.

Im Folgenden wird die Ausrichtung am wissenschaftlichen Publikationsprozess anhand von konkreten Projekten zu unterschiedlichen Textformen – dem wissenschaftlichen Artikel (Abschnitt 2), dem Buch (Abschnitt 3), der Rezension (Abschnitt 4), des Projektantrages (Abschnitt 5) und des Essays (Abschnitt 6) – dargestellt. Abschließend (Abschnitt 7) wird auf mögliche Einwände gegen das Konzept eingegangen, und es werden Optionen zur Weiterentwicklung präsentiert.

2. Von der Hausarbeit zum wissenschaftlicher Fachartikel

Die wissenschaftliche Hausarbeit hat sich erst im späten 19. Jahrhundert als Prüfungsform an den Universitäten etabliert.⁶ Sie orientierte sich am wissenschaftlichen Fachartikel, der sich im 19. Jahrhundert in den meisten Disziplinen als die zentrale Form zur Kommunikation wissenschaftlicher Neuerungen herausgebildet hatte. Der ursprüngliche Zusammenhang zwischen studentischer Hausarbeit und wissenschaftlichem Artikel ist jedoch – wie man an den vielfältigen Hilfestellungen zur Verfassung von Hausarbeiten erkennen kann – in der Wahrnehmung von Lehrenden und Studierenden weitgehend verloren gegangen.⁷

Die Grundidee des Konzeptes zur publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen hat zum Ziel, dass sich Ausarbeitungen von Stu-

⁶ Siehe zur Umstellung von mündlichen auf schriftliche Prüfungsformen seit den Humboldtschen Bildungsreformen Kruse (2005).

⁷ Siehe dazu Püschel (1997).

dierenden bis hin zu Zeichenzahl, Gliederung und Formatierung am wissenschaftlichen Artikel orientieren sollen. Der Abstract, über den jeder wissenschaftliche Artikel eines Studierenden verfügen muss, erfüllt eine wichtige Funktion, weil er nicht nur den Lesern eine schnelle Orientierung ermöglicht, sondern auch die Studierenden dazu zwingt, ihre Fragestellung und ihre These knapp zusammenzufassen. Durch die Orientierung an wissenschaftlichen Artikeln soll nicht die Fähigkeit zur Abfassung von Texten geschult werden, sondern insbesondere sollen Studierende angehalten werden, ihre Gedanken über die schriftliche Darlegung systematisch zu ordnen.

Beispiel: Publikation von wissenschaftlichen Fachartikeln von Studierenden in einem Sammelband zu Coaching und Supervision

Im Rahmen eines Seminars zur personenorientierten Beratung in Organisationen wurden die Studierenden aufgefordert, ihre Arbeiten so zu verfassen, dass sie für die Einreichung bei einer Fachzeitschrift geeignet sind. Weil davon ausgegangen wurde, dass die Arbeiten nicht die Qualität haben würden, bei einer der großen soziologischen Fachzeitschriften eingereicht zu werden, wurde dazu geraten – bei Interesse und entsprechender Qualität der Artikel –, für Publikationen eher Zeitschriften zu wählen, die im Grenzbereich von Wissenschaft und Praxis liegen. Dabei wurde davon ausgegangen, dass solche Zeitschriften im »Grenzbereich« wie »Organisationsberatung – Coaching – Supervision (OSC)« oder »Soziologie und Berufspraxis (SuB)« nicht die gleichen rigiden Standards anlegen wie die wissenschaftlichen Fachzeitschriften. Um mit den Forschungsergebnissen an die wissenschaftliche Fachdiskussion anschließen zu können, wurde neben den einzelnen Artikeln, die von den Studierenden bei diesen Zeitschriften eingereicht wurden, eine Reihe von Arbeiten in einem Sammelband zusammengefasst. Dieser Sammelband wurde von einer Studentin der Lehrforschung eingeleitet und zusammen mit dem Veranstalter der Lehrforschung herausgegeben (Galdynski, Kühl 2009).

Diese Orientierung am wissenschaftlichen Fachartikel stellt selbstverständlich erst einmal eine Überforderung für Studierende dar. Schließlich sind wissenschaftliche Fachartikel dadurch gekennzeichnet, dass nicht nur ein für ein Thema relevanter Forschungsstand referiert wird, sondern dass aufbauend auf den referierten Forschungsstand eigene neue Beobachtungen, eigene neue Gedanken eingeführt werden. Die Anforderung an einen wissenschaftlichen Artikel, die sich ab dem 19. Jahrhundert immer mehr durchgesetzt hat, besteht darin, dass »jeder einzelne wissenschaftliche Aufsatz außer der Reproduktion von bereits Bekanntem« immer auch eine »Neuheit kommunizieren soll« (Stichweh 1996: 77f).

Gerade wenn Studierende eine sehr enge, bisher nicht bearbeitete Forschungsfrage wählen oder sich sehr detailliert mit einem vergleichsweise kleinen Thema beschäftigen, kann es ihnen gelingen, eine kommunizierbare »Neuheit« zu entdecken. In einigen Fällen reicht es aber auch aus, für einen wissenschaftlichen Artikel bekanntes Wissen auf eine prägnante Art und Weise aufzubereiten. Mit der Vermehrung von Publikationsmöglichkeiten haben die Ansprüche an wissenschaftliche Fachartikel deutlich nachgelassen. Nicht nur in den Sammelbänden, sondern auch in wissenschaftlichen Zeitschriften werden häufig Beiträge abgedruckt, in denen lediglich bekanntes Wissen neu geordnet wird, und diese Möglichkeit kann auch von Studierenden genutzt werden.

3. Von der Zusammenfassung von Büchern zur Rezension

Von Studierenden wird verlangt, dass sie sich im Rahmen ihres Studiums kritisch mit Büchern – in einigen anderen Disziplinen auch mit Theaterstücken, Filmen oder Musikaufführungen – auseinandersetzen. Dafür wird von Studierenden erwartet, dass sie den Inhalt eines Buches erfassen, die Überlegungen in die aktuellen Diskussionen einordnen und die Thesen kritisch kommentieren können. Der Arbeitsprozess von Studierenden ähnelt dabei stark den Tätigkeiten, die Wissenschaftler vornehmen, wenn sie eine Rezension verfassen, ohne dass Lehrenden und Studierenden häufig klar ist, wie ähnlich diese Arbeitsformen sind.

Bei wissenschaftlichen Rezensionen handelt es sich um eine vergleichsweise einfache Textform. Eine Rezension besteht in der Regel aus einer Kontextualisierung des Buches in den ersten zwei, drei Absätzen, einer kurzen Zusammenfassung des Inhalts und einer Beurteilung. Die Herausforderung bei einer Rezension besteht weniger im Abfassen einer Inhaltszusammenfassung, sondern eher in der Kontextualisierung und der Beurteilung einer wissenschaftlichen Arbeit, weil es dafür erforderlich ist, einen Überblick über ein Forschungsfeld zu haben. Für die Studierenden besteht deswegen die besondere Herausforderung darin, sich ein solches Wissen über den Forschungskontext eines zu rezensierenden wissenschaftlichen Werkes anzueignen. Aber – und hier liegen die besonderen Chancen studentischer Rezensionen – Seminare können genau dieses Wissen über den Kontext eines zu

rezensierenden Werkes vermitteln. Einführungstexte zu einem Forschungsfeld in Form von Lehrbüchern und Theorieüberblicken können dann auch im Seminar unter dem Gesichtspunkt behandelt werden, wie ein zu rezensierendes Werk kontextualisiert und beurteilt werden kann.

Beispiel: Integration von studentischen Rezensionen in einen Band zu Schlüsselwerken der Organisationsforschung

Im Rahmen der Herausgabe eines Sammelbandes zu Schlüsselwerken der Organisationsforschung wurden nicht nur erfahrene Wissenschaftler, sondern auch Studierende angefragt, Rezensionen zu zentralen Artikeln und Büchern der Organisationsforschung zu verfassen. Dabei wurde darauf geachtet, dass die Studierenden bereits über fundierte Grundkenntnisse der Organisationsforschung verfügten, und es wurde sichergestellt, dass sie Beiträge zu nicht zu komplizierten Artikeln und Büchern verfassen und dass sie diese Beiträge untereinander diskutieren konnten. Die ersten Entwürfe der Rezensionen wurden – zusammen mit allen anderen Rezensionen – in einem Blockseminar diskutiert und die Rezensionen auf der Basis der Kritik verbessert. Das Problem der Kontextualisierung und der Beurteilung der Arbeiten im Rahmen einer Rezension wurde dadurch vermindert, dass Studierende Überblicksartikel zu den theoretischen Grundlagen für die Kontextualisierung und Beurteilung der von ihnen zu besprechenden Arbeiten nutzen konnten. Weil die Studierenden in der Regel deutlich mehr Zeit für die Recherche und für die Abfassung der Rezension aufwandten als die gestandenen Wissenschaftler, gab es – jedenfalls auf den ersten Blick – keine Qualitätsunterschiede innerhalb des Sammelbandes. Im Rahmen der Evaluation dieses Vorhabens ist daran gedacht, einige Wissenschaftler auf der Basis anonymisierter Beiträge einschätzen zu lassen, ob ein Beitrag von einem Studierenden oder von einem Wissenschaftler verfasst wurde.

Die Herausforderung bei der Orientierung der Lehre an zu publizierenden Rezensionen ist es, Publikationsmöglichkeiten für Rezensionen zu schaffen. Gerade Tageszeitungen und wissenschaftliche Fachzeitschriften tendieren dazu, Rezensionen an etablierte Wissenschaftler zu vergeben, weil von ihnen sowohl die notwendige Qualifikation als auch die Unabhängigkeit bei der Einschätzung einer Arbeit zu erwarten ist. Wissenschaftliche Fachzeitschriften wie »Das Argument«, in der auch Studierende im Rahmen von Seminaren Rezensionen verfassen können, sind die Ausnahme. Aber gerade mit dem Entstehen von Internetportalen wie www.bsoz.kult.de oder www.sozialeSysteme.de, die maßgeblich auf der Rezension von Büchern basieren, ist zu erwarten, dass sich die Möglichkeiten für studentische Rezensionen verbessern werden.

4. Von der studentischen Abschlussarbeit zum Buch

Die Abschlussarbeit ist lange Zeit als ein Gesellenstück betrachtet worden, mit dem Studierende zeigen können, was sie gelernt haben – die selbstständige Entwicklung einer Fragestellung, das häufig mühsame Erschließen der Empirie und die Formulierung einer These, die man gegen kritische Anfragen von Lehrenden und Kommilitonen verteidigen muss. Bei den Abschlussarbeiten, die von den Lehrenden – jedenfalls der Idee nach – intensiv betreut und beurteilt werden, versagen dann nicht selten die (in der Regel männlichen) studentischen Interaktionskünstler, die in den Seminaren aufgrund ihrer Kompetenzdarstellungskompetenzen noch überzeugen konnten. Und manchmal gibt es für Lehrende wahre Überraschungen, wenn (nach meiner Erfahrung häufig weibliche) Studierende, die in den Seminaren eher unscheinbar waren, plötzlich mit publikationsreifen Überlegungen glänzen.

Die Bedeutung der Abschlussarbeit hat sowohl in den Bachelor- als auch in den Masterstudiengängen abgenommen. Im Prozess des durch die Bologna-Reform eingeführten studienbegleitenden Prüfens sind die ehemals an den Universitäten so wichtigen Abschlussarbeiten weitgehend entwertet worden. An einigen Universitäten haben die Abschlussarbeiten für die Endnote inzwischen die gleiche Bedeutung wie eine Statistiklausur im ersten Semester des Studiums. An einigen Fachhochschulen ist ein Praktikumsbericht für die Endnote wichtiger als die Bachelor- oder Masterarbeit. Mit der Orientierung der Abschlussarbeiten der Master- und der noch existierenden Diplomstudiengänge am Publikationsprozess soll gegen den Trend des allgemeinen Bedeutungsverlustes der studentische Fokus wieder verstärkt auf diese Textform am Ende ihres Studiums gelenkt werden.

Beispiel: Die Reihe »Studien der Organisationsforschung«

In einer Reihe »Studien der Organisationsforschung« werden kürzere Texte publiziert, in denen empirische Erkenntnisse mithilfe von Organisationstheorien so interpretiert werden, dass verblüffende Einsichten in Organisationsphänomene generiert werden. Der Anspruch an die Bücher ist, dass sie überraschende Beschreibungen liefern, die nicht dem entsprechen, was man auch in der Tagespresse lesen kann, und dass sie Einblicke verschaffen werden, die selbst Praktiker noch überraschen können. Während solche überraschenden Thesenbildungen auf der Basis empirischer Beschreibungen in der Organisationsforschung früher Standard waren, ist diese Tradition in den letzten Jahrzehnten tendenziell verloren gegangen, weil gerade bei Promotionen häufig eine ausführliche Explizierung theoretischer Grundlagen verlangt wird. Interessanterweise wird der Anspruch an eine überraschende Thesenbildung auf der Basis einer ausführlichen empirischen Studie häufig von studentischen

Abschlussarbeiten erreicht. So gehören zu den Büchern, die in der Reihe erscheinen werden, eine organisationssoziologische Analyse des Unglücks der Costa Concordia und eine Analyse des Einsatzes von Zahlen in der Beratungspraxis.

Die Orientierung von Studierenden an dieser wissenschaftlichen Textform mag überraschen. Denn im Gegensatz zu wissenschaftlichen Artikeln, die von Wissenschaftlern während ihrer Karriere regelmäßig geschrieben werden, gilt die Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Buches in vielen Disziplinen als eine Ausnahme, deren Abfassung man sich lediglich zum Abschluss der Promotion oder zur Resümierung einer Jahrzehnte dauernden Forschung stellen muss.⁸ Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass gerade die längere konzentrierte Forschungsphase für eine Diplom- oder Masterarbeit häufig Einblicke in ein Themenfeld bietet. Gestandene Wissenschaftler profitieren bei ihren Publikationen sicherlich davon, dass sie über einen über Jahrzehnte aufgebauten Wissensbestand zu einem Forschungsfeld verfügen und deswegen Debatten besser einordnen können. Wegen der vielfältigen, unterschiedlichen Engagements fehlt es jedoch in vielen Fällen an der Zeit und an der Ruhe, die Empirie zu einer Forschungsfrage umfassend zu erheben. Es ist das Privileg von Wissenschaftlern in der Qualifizierungsphase, dass sie genau diese Zeit und Ruhe für empirische Erhebungen haben. Die Idee der Orientierung von Abschlussarbeiten am wissenschaftlichen Publikationsprozess ist, dass gerade Arbeiten, die solche interessante Empirie erschließen, zu einer Publikation gebracht werden können.

5. Vom Exposé zum Projektantrag

Auch wenn – jedenfalls sofern sich Studierende von den engen Vorgaben ihrer Bologna-Studiengänge lösen – das Studium gerade die Möglichkeit zum »wildem Lernen« ist, so müssen sich Studierende doch damit auseinandersetzen, dass die Forschung immer stärker darauf ausgerichtet wird, Erkenntnisfortschritte über Projekte vorantreiben zu wollen. Man kann berechtigterweise daran zweifeln, dass die Organisierung von wissenschaftli-

⁸ Auch die Publikation wissenschaftlicher Artikel in Fachzeitschriften lässt häufig nach der Berufung nach, weil man sich als gestandener Professor oder gestandene Professorin nicht mehr dem arbiträr wirkenden Peer-Review-Wesen stellen möchte. Publikationen konzentrieren sich dann nicht selten auf Artikel in Sammelbänden.

chen Prozessen in Projekten mit dem Prozess der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion vereinbar ist (Matthes 1988: 465ff). Aufgrund der wachsenden Bedeutung der Forschungsförderung durch Drittmittelgeber setzt sich aber immer mehr die Vorstellung durch, dass Wissenschaft »projektierbar« ist (Besio 2009: 92ff.), und es macht deswegen Sinn, Studierende auf diese Praxis wissenschaftlichen Arbeitens vorzubereiten.

Mit der zunehmenden Projektförmigkeit wissenschaftlicher Forschung hat sich im 20. Jahrhundert eine eigenständige Textgattung ausgebildet – der Projektantrag. Auch wenn es in den meisten Disziplinen im Moment (noch) nicht üblich ist, Projektanträge in Literaturverzeichnissen aufzuführen, haben sie sich doch als Kommunikationsform zwischen Wissenschaftlern durchgesetzt. Projektanträge werden informell von Kollegen kommentiert, in Kolloquien vorgestellt und diskutiert und in Peer-Review-Verfahren begutachtet. Aufgrund der Bedeutung einiger größerer, nationaler und internationaler Forschungseinrichtungen setzen sich dabei bis in Details wie Gliederungspunkte und Länge weitgehend standardisierte Formate für Projektanträge durch.

Über die Abfassung von Forschungsanträgen können Studierende lernen, eine Darstellung ihrer Forschungsziele, des Forschungsstandes, der Vorgehensweise, des Finanzierungsbedarfs und des Zeitplans anzufertigen. Diese Fertigkeiten werden nicht nur später – zum Beispiel bei der Beantragung von Finanzierungen für eine Promotion – benötigt, sondern können auch eine sinnvolle Vorbereitung auf die Erstellung von Abschlussarbeiten sein.

Beispiel: Die Beantragung von Geldern für studentische Forschungsprojekte

Im Rahmen einer Lehrforschung musste sich jede der zehn studentischen Projektgruppen mit einem eigenen kleinen Forschungsantrag bei der Körber-Stiftung um eine Finanzierung bemühen. Damit sollten die Projektgruppen Kosten für Fahrten und Übernachtungen, für die Einladung von Referenten und für Materialien decken können. Zu einer genau definierten Frist konnten die Projektgruppen Forschungsanträge, die sich in der Form an den Vorgaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft orientierten, bei der Stiftung einreichen. Diese Forschungsanträge wurden dann von zwei externen Wissenschaftlerinnen (eine von der Uni Kassel, eine von der Uni Bielefeld) evaluiert, und auf der Basis der Anträge und der Evaluationen wurden entsprechende Mittel vergeben. Über die genehmigten Projekte musste zum Projektabschluss gegenüber der Stiftung in Form eines Forschungsberichtes Rechenschaft abgelegt werden.⁹

⁹ Siehe ausführlich dazu Kühl (2009).

Wenn die Erstellung von Projektanträgen durch Studierende realitätsnah gestaltet wird – indem sie zum Beispiel Forschungsmittel einer Fakultät oder eines Fachbereiches beantragen –, werden Studierende mit den üblichen »Perversionen« des wissenschaftlichen Projektgeschäfts Bekanntschaft machen – zum Beispiel die zeitintensive bürokratische Bearbeitung, Mittelabflusszwänge der Geldgeber, kurzfristige Kürzungen der Projektzusagen, Willkür bei der Bewilligung oder Fokussierung nicht auf Inhalte, sondern auf Vollständigkeit der Unterlagen. Aber solche Erfahrungen bereiten Studierende letztlich realitätsnah auf die Handhabung von Projekten nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Politik, in der Wirtschaft oder in der Kunst vor.

6. Vom studentischen Essay zum wissenschaftlich informierten Artikel in den Massenmedien

In den Bachelor- und Masterstudiengängen – jedenfalls in einigen – scheint sich das studentische Essay als kleine Hausarbeit durchzusetzen. Dabei wird Studierenden vermittelt, dass es sich bei einem Essay um eine abgespeckte Hausarbeit handelt, bei der lediglich weniger Literatur verwendet wird und weniger Seiten geschrieben werden müssen. Der Grund für die Abfassung solcher »kleinen Hausarbeiten« mag dabei nicht selten die Arbeitersparnis sowohl für die Studierenden als auch für die Lehrenden sein. Studierende können ein Essay deutlich schneller abfassen als eine Hausarbeit, und Lehrende können diese Arbeit deutlich schneller beurteilen und benoten.

Diese pragmatische Uminterpretation birgt jedoch die Gefahr, dass übersehen wird, dass Essays eine eigene Textform darstellen. In einem Essay wird ein wissenschaftlich begründetes Argument so aufbereitet, dass es von einer breiten – auch nichtwissenschaftlichen – Leserschaft von Tages- oder Wochenzeitungen oder einer Monats- oder Dreimonatszeitschrift verstanden wird. Es ist der Anspruch, einen wissenschaftlichen Gedanken in einer Sprache zu formulieren, die auch über die eigene Disziplin hinaus verstanden wird.

Viele Wissenschaftler tun sich mit dieser Textform überraschend schwer. Es ist ein vermutlich nicht ganz unberechtigtes Vorurteil, dass Wissenschaftler Sachverhalte nur kompliziert formulieren können. Howard S. Becker stellt fest, dass gerade Geistes- und Sozialwissenschaftler sich deshalb so

schwammig ausdrücken, weil sie fürchten, bei größerer Präzision von Kollegen auf »offensichtlichen Irrwegen ertappt und ausgelacht zu werden.« »Besser etwas Harmloses, aber Ungefährliches sagen«, so die Beobachtung von Becker, »als etwas Verwegenes, das sich gegen Kritik möglicherweise nicht verteidigen lässt« (Becker 2000: 24). In keiner Beschreibung kommt diese Kritik besser zum Ausdruck als in Philip Broughtons »halbautomatischem Schnellformuliersystem« zur Beeindruckung von Lesern. Die »konzertierte Identifikationsstruktur«, die »qualifizierte Interpenetrationskontingenz« oder die »permanente Wachstumspotenz«, die aus drei Listen von Fremdwörtern nach dem Zufallsprinzip zusammengestellt werden können, sind ironische Kommentierungen einer vorrangig an Kompetenzdarstellung interessierten Wissenschaft.¹⁰

Deswegen kann gerade die Textform des Essays nicht nur einen zentralen kommunikativen Effekt für die Wissenschaft haben – schließlich ist es eine der zentralen Formen, mit denen wissenschaftliche Disziplinen ihre Leistungen für andere gesellschaftliche Teilbereiche deutlich machen können –, sondern sie ist auch eine geeignete Übungsform für die Schärfung der eigenen Argumentation. Gerade das an einer Publikation ausgerichtete Essay zwingt Autoren dazu, ihre Gedanken prägnant auf den Punkt zu bringen. Weil auf den üblichen »Schutz« durch wissenschaftliche Fachterminologie verzichtet werden muss, müssen die im Essay vorgestellte Beobachtung oder die These alleine tragen. Die Beobachtung oder die These müssen durch die Argumentation nicht nur plausibel erscheinen, sondern sie müssen aufgrund der Orientierung von Massenmedien an der Neuigkeit von Informationen auch den Anspruch an Originalität erfüllen.

Beispiel: Der Blog »Sozialtheoristen – Die Sprengkraft soziologischer Beobachtung«¹¹

Der Blog »Sozialtheoristen« geht auf Initiativen von Bielefelder Studierenden zurück. Auf der Website www.sozialtheoristen.de finden sich kürzere Essays zu den Themenfeldern Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Recht, Bildung, Massenmedien, Religion, Kunst und Sport, die von der Qualität teilweise auch in Tages- oder Wochenzeitungen hätten erscheinen können. Die »initiale Idee« – so einer der Gründer – war, »Seminar Diskussionen zu konservieren, zu testen, was sich mit Buchtheorien

10 Ich nutze hier Broughtons »halbautomatisches Schnellformuliersystem« in der Variante von Wolf Schneider (1999: 27).

11 Es ist natürlich eine kaum zu ertragende, narzisstische Kränkung für den Autor, dass eine solche Initiative – und dann auch noch eine mit teilweise so guten Texten – ohne Anregung des Dozenten entstanden ist. Aber wie so oft, besteht die Tragik und die Faszination der Lehre darin, dass sich nicht selten Sachen entwickeln, die durch Lehrende gar nicht vorausgedacht und geplant werden können.

anstellen lässt, und Soziologie auf den Alltag anzuwenden.« »Weil die soziologische Systemtheorie von allen kategorischen Imperativen und sonstiger Wünscherei abieht und akzeptiert, dass es auch ohne sie einfach weitergeht«, könne man sie – so die Idee – »für kleine Ausflüge in die Wirklichkeit besonders gut benutzen.« In einer Reflektion wird von Stefan Schulz dabei auf den Unterschied zwischen der wissenschaftlich informierten Publikation für eine Zeitschrift und dem Veröffentlichen in einem Blog aufmerksam gemacht. Bei einer Zeitung müsse sich ein Text »irgendwo zwischen wissenschaftlicher Strenge, leichtfüßiger Verspieltheit und einem Mindestmaß an Unterhaltung« aufs Neue beweisen. Die Blogs auf der Sozialtheoristen-Webseite seien dagegen »ein Testfeld für eventuell einmal benötigte Argumente, Gedanken und Ideen, die es ohne weitere Gründe wert waren, ein wenig entfaltet zu werden« (Schulz 2012). Man könnte ergänzen, dass die Funktion von wissenschaftlich informierten Artikeln in Tages- oder Wochenzeitungen darin besteht, ein »Testfeld« für eventuell einmal in wissenschaftlichen Artikeln oder Büchern »benötigte Argumente, Gedanken und Ideen« zu sein. Gerade wenn man unterschiedliche Textformate wählt, ist das Schreiben häufig eine Verkettung ganz unterschiedlicher Textfelder.

Das zentrale Problem bei der Publikation von Essays ist der Zugang zu den entsprechenden Massenmedien. Während gerade kleinere Tageszeitungen sich zunehmend stark auf die Zuarbeit von (billigen) freien studentischen Mitarbeitern stützen, ist die Publikation von wissenschaftlich informierten Essays in Tageszeitungen wie der Süddeutschen Zeitung, der Frankfurter Allgemeinen Zeitung oder der taz in der Regel gestandenen Wissenschaftlern vorbehalten. Die Hürde, dass ein eingereichtes Essay überhaupt von einem Redakteur auf Publikation geprüft wird, ist so hoch, dass es häufig eines persönlichen Kontakts oder wenigstens eines Professorentitels bedarf, um sicher zu sein, dass der Text gelesen wird.

Angesichts der immensen Zugangshürden können die Publikationsmöglichkeiten im Internet nicht hoch genug eingeschätzt werden. Das Internet, darauf weist Rudolf Stichweh zu Recht hin, ist Ausdruck der »Pluralisierung der Orte der Wissensproduktion«. Im Internet träten die wissenschaftlichen Disziplinen »als Quellen der Produktion und Vermittlung von Wissen neben beliebige andere«, die »das Gleiche zu tun versuchen können« (Stichweh 2004: 156). Insofern werden die Redaktionen von Tages- und Wochenzeitungen darauf angewiesen sein, die Aufträge zum Schreiben von Essays nicht mehr nur aufgrund von persönlichen Kontakten oder eines Professorentitels zu vergeben, sondern zunehmend im Internet zu schauen, wer sich dort mit wissenschaftlich informierten Einwüfen bewährt hat und auch als möglicher Autor für die eigene Zeitung in Frage kommt.

7. Zu den Möglichkeiten und Grenzen des Konzepts

Mit der Durchsetzung der Massenuniversität ist in Bezug auf die Leistungsfähigkeit von Studierenden bei nicht wenigen Lehrenden ein gewisser Fatalismus eingezogen. Es gehe – so der häufig zu hörende Vorwurf – doch nur darum, einen möglichst hohen Prozentsatz einer Generation durch das Studium zu schleusen. Man habe es doch nur noch mit »Bachelormonstern« zu tun, die in einem »Punktefieber« Lehrveranstaltungen abreißen würden, mit »Duracell Häschen«, die bestenfalls in der Lage seien, nach einer Vorlesung brav zu klatschen und in Multiple Choice Klausuren auf Knopfdruck kurzfristig gespeichertes Wissen auszuspucken. Inzwischen würden doch vorrangig »Schmalspurstudierende« die Universitäten bevölkern, die nur noch mithilfe von Anwesenheitskontrollen, wöchentlich abzuliefernden Arbeitspaketen und regelmäßigen Klausuren zur Teilnahme an Veranstaltungen zu bewegen seien.¹²

Statt an einem naiven Glauben festzuhalten, dass an Fachhochschulen und Universitäten mit Studierenden wissenschaftlich gearbeitet werde, müsse man – so die Kritik am Konzept einer publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen – doch anerkennen, dass vielerorts ein Nichtangriffspakt zwischen Lehrenden und Studierenden gepflegt werde, indem die Lehrenden bereitwillig gute Noten verschenkten, wenn die Studierenden bloß nicht allzu viel ihrer Zeit in Anspruch nehmen würden. Man könne – so die Kritik – schon an den an Studierendenzahlen und Studienabschlüssen orientierten Leistungsvorgaben der Wissenschaftsministerien erkennen, dass es doch politisch gewollt sei, durch eine Inflationierung guter Noten Hochschulabschlüsse an Personen zu verschenken, denen schon die basalen Befähigungen für ein wissenschaftliches Studium fehlten.

Diese Kritik an einer nur angeblich wissenschaftlichen Orientierung eines Studiums ist sicherlich nicht grundsätzlich falsch. Durch die Einführung von vorrangig berufsqualifizierenden Bachelorstudiengängen wird besonders in Universitäten die wissenschaftliche Orientierung im Studium nur noch geheuchelt. Die hochschulpolitischen Debatten ähneln immer mehr der von Nils Brunsson konstatierten »umgekehrten Kopplung« zwischen einer bitteren innerorganisatorischen Realität und einer geschönten Außen Darstellung (Brunsson 2007). Genauso wie die Verkündung der Stockholmer Stadtverwaltung, den Straßenverkehr in den nächsten Jahren um 30% zu

12 Siehe zu diesen Klagen Kühl (2012: 68).

senken, die Funktion habe, Akzeptanz für den faktischen Anstieg des Straßenverkehrs zu produzieren, diene die mit vielen Sondermitteln betriebene Förderung der Wissenschaftsorientierung im Studium dazu, die systematische »Fachhochschulisierung« der Universitäten für alle Beteiligten erträglich zu machen.

Es gehört zur Professionalität im »Fassadenmanagement« jeder Universität, die wissenschaftliche Orientierung ihrer Studiengänge hervorzuheben. Dadurch, dass den Hochschulen – entgegen den Versprechungen der Ministerien – weitgehend die Möglichkeit genommen wird, ihre Studierenden selbst auszuwählen und sich vielfach das quantitative Betreuungsverhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden verschlechtert hat, läuft jedoch jeder Lehrende Gefahr, sich in seinem Fachbereich oder seinem Institut lächerlich zu machen, wenn er verkünden würde, dass es darum ginge, seine Studierenden systematisch an einen wissenschaftlichen Publikationsprozess heranzuführen und dass jeder Studierende am Ende des Studiums in der Lage sein müsse, eine wissenschaftliche Publikation zu verfassen.

Man kann angesichts dieser hochschulpolitischen Entwicklungen eine ganze Reihe von kritischen Anfragen an das Konzept stellen: Werden dadurch nicht Studierende, denen es häufig an basalen Schreibfähigkeiten mangelt, vollkommen überfordert? Werden hier nicht die erzieherische und die wissenschaftliche Funktion von Universitäten vorschnell vermischt? Wird hier nicht ein überkommenes Humboldtsches Ideal der Verknüpfung von Lehre und Forschung gepflegt, das in Massenuniversitäten nur scheitern kann? Und grundsätzlicher – ist es überhaupt angesichts der Fachhochschulisierung – um nicht zu sagen der Verberuflichung – der Universitäten überhaupt noch sinnvoll, Studierende an das wissenschaftliche Arbeiten heranzuführen?

Aus meiner Sicht basieren diese kritischen Anfragen an das Konzept der publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen auf einem Kurzschluss bezüglich der Funktion der wissenschaftlichen Orientierung an den Universitäten. Nicht selten wird angenommen, dass eine an wissenschaftlichen Standards orientierte Ausbildung nur Sinn macht, wenn die Studierenden danach auch als Wissenschaftler an Universitäten oder Forschungseinrichtungen arbeiten. Weil aber nur – nach Fach variierend – fünf bis zehn Prozent eines Jahrgangs einer Universität überhaupt später wissenschaftsnahe Tätigkeiten ausüben werden, sei es – so die Kritik – doch sinnlos, die anderen neunzig bis fünfundneunzig Prozent eines Jahrgangs an das

wissenschaftliche Arbeiten heranzuführen. Hinter dieser Kritik steckt jedoch ein zu enges Zweck-Mittel-Verständnis von einer wissenschaftlich orientierten Ausbildung, nach der alles, was gelernt wird, punktgenau auf eine Verwertbarkeit in einer späteren beruflichen Tätigkeit ausgerichtet sein muss.¹³

Für eine Orientierung der Vermittlung von Schreibkompetenzen am wissenschaftlichen Publikationsprozess ist jedoch nicht der Aspekt entscheidend, dass Studierende genau diese Textform später regelmäßig abfassen werden. Relevant ist vielmehr, dass man beim Schreiben von Rezensionen, Artikeln oder Essays Fähigkeiten erlernt, die in ganz unterschiedlichen Berufen erwartet werden: Das Schreiben einer Rezension zwingt dazu, die Essenzen eines umfangreichen Textes zu erfassen und auf einer oder zwei Seiten zusammenzufassen und zu kritisieren. Das Anfertigen eines Artikels verlangt vom Autor, ein Problem allgemeinverständlich darzustellen und dieses dann in einer Abfolge von Schritten analytisch zu bearbeiten. Das Verfassen eines Essays befähigt den Autor, ein Thema in der Regel mit einem einzigen theoretischen Zugang prägnant und allgemeinverständlich darzustellen.

Aber – und diese kritische Anfrage halte ich für berechtigt – bedeutet die Orientierung am wissenschaftlichen Publikationsprozess nicht eine massive Überforderung der meisten Studierenden? Wenn dreißig, vierzig oder fünfzig Prozent eines Jahrganges studieren und ein erheblicher Anteil dieser Studierenden für ein Hochschulstudium eigentlich nicht geeignet ist, dann wäre es doch illusorisch, diese an den wissenschaftlichen Publikationsprozess heranzuführen zu wollen. Anders als bei Klausuren, Hausarbeiten oder Abschlussarbeiten, deren Anspruchsniveau mit wachsenden Studierendenzahlen problemlos immer weiter nach unten abgesenkt werden könne, gebe es im wissenschaftlichen Publikationsprozess gesetzte Standards, die nicht ohne Weiteres an studiengangspezifische Anforderungen angepasst werden können.

13 Man könnte dieser Kritik auch salopp mit dem Hinweis begegnen, dass es auch unwahrscheinlich ist, dass Studierende nach ihrem Studium in ihrem Büro noch regelmäßig Hausarbeiten oder Bachelorarbeiten schreiben oder Multiple-Choice-Klausuren ausfüllen werden, aber trotzdem ganz selbstverständlich von Studierenden die Anfertigung genau dieser Textformen während ihres Studiums verlangt wird. Wenn es wirklich um eine berufsqualifizierende Vermittlung von Schreibkompetenzen ginge, dann müsste man – wie an einigen Fachhochschulen üblich – den Studierenden beibringen, wie sie Aktenvermerke verfassen, Power-Point-Präsentationen aufbereiten oder Internetbeiträge schreiben können.

Der zentrale Punkt ist jedoch: Es kommt in dem Konzept nicht darauf an, dass jeder oder auch nur jeder fünfte oder zehnte Studierende eines Studiengangs einen wissenschaftlichen Fachartikel in einer Zeitschrift oder einem Sammelband publiziert. Zentral ist vielmehr, dass jede schriftliche Arbeit eines Studierenden sich am wissenschaftlichen Publikationsprozess orientiert – unabhängig davon, ob ein Text am Ende publiziert wird oder nicht. Aus dieser Perspektive ist die Orientierung an einer wissenschaftlichen Publikation nicht der Zweck, der am Ende eines Studiums erreicht werden soll, sondern ein Mittel, um die Kompetenzen von Studierenden zum Schreiben von Texten zu verbessern.

Das Konzept der publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen beinhaltet jedoch eine Herausforderung: Gerade wenn Texte von Studierenden systematisch in den wissenschaftlichen Publikationsprozess eingespielt werden, kann dies viel Frustration für Studierende bedeuten. Die Herausgeber geben – und das ist für Autoren besonders frustrierend – die Texte nicht einmal in den Peer-Review-Prozess, Texte werden von Verlagen mit einem nichtssagenden Standardschreiben abgelehnt, und Dozenten, die Sammelbände mit vorrangig studentischen Beiträgen herausgeben, teilen Studierenden, die einen Beitrag bereits fünf- oder sechsmal überarbeitet haben, mit, dass es am Ende doch nicht reicht. Aber – so könnte man erwidern – auch das ist Teil eines Lernprozesses: festzustellen, dass nicht alles, was man schriftlich produziert, so gut ist, dass es von Lesern begierig aufgegriffen wird.

Eine weitere Kritik an einem solchen Konzept lautet, dass das wissenschaftliche Publikationswesen für erzieherische Zwecke »missbraucht« werde. Überspitzt ausgedrückt – wissenschaftlich publiziert werden solle nur das Beste vom Besten, und Studierende seien dazu in aller Regel nicht in der Lage. Wenn Studierende an den wissenschaftlichen Publikationsprozess herangeführt würden, dann drohe das wissenschaftliche Publikationswesen mit minderwertigen Texten überschwemmt zu werden, die mühsam durch einen Begutachtungsprozess oder durch Missachtung in den Zitationszirkeln herausselektiert werden müssten.

Aber, so könnte man einwenden, ist das wissenschaftliche Publikationswesen nicht schon mit minderwertigen Texten überschwemmt? Aus (fast) jeder Konferenz wird inzwischen ein Sammelband zusammengestellt. Die durch Drittmittel angetriebene Projektmaschinerie verlangt Publikationen, auch wenn nichts herausgekommen ist, und das akademische Karrieresys-

tem ist – Stichwort »publish or perish« – darauf angelegt, dass Wissenschaftler auch halbgeare Gedanken in Publikationen heraushauen und die garen Gedanken nach dem Prinzip der kleinsten publizierbaren Einheit auf möglichst viele Publikationen verteilen. Manchmal hat man den Eindruck, dass eine originelle, sorgfältig gearbeitete Masterarbeit eines Studierenden besser ist als der Schnellschuss eines Wissenschaftlers, in dem lediglich dessen bereits bekannte Thesen nochmal aufgewärmt werden.

Es darf nicht übersehen werden, dass Publikationsversuche von Studierenden immer auch die Hürde des wissenschaftlichen Begutachtungswesens nehmen müssen. Ein wissenschaftlicher Fachartikel eines Studierenden wird genauso begutachtet wie der eines Professors. Wissenschaftliche Buchpublikationen kann man – mit Ausnahme von durch Beliebigkeit geprägten Abdruckstellen wie dem Grin-Verlag – nicht einfach auf den Markt bringen, sondern die Manuskripte werden vom Lektor des Verlages oder vom Herausgeber einer Reihe auf die Publikationsfähigkeit geprüft.

Das Hauptproblem des Konzeptes der publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen ist, dass dessen Wirksamkeit beschränkt bleibt, wenn es lediglich von einzelnen Dozenten eines Studiengangs betrieben wird. Es können dann zwar auf der Ebene einzelner Professuren oder Arbeitsbereiche Impulse gesetzt werden, aber es ist unwahrscheinlich, dass sich dadurch auch nur auf Instituts- oder Fachbereichsebene eine Kultur zur systematischen Verbesserung von Schreibkompetenzen von Studierenden ausbildet.

Veränderungen in der Lehre einzuführen, ist für Universitäten immer schwierig. Konzepte für Lehre können in Universitäten und Fachhochschulen nicht »top-down« durchgesetzt werden. Selbstverständlich können Hochschulleitungen festlegen, dass jede Arbeit eines Studierenden mindestens einmal nach ausführlicher Kommentierung durch Lehrende überarbeitet werden muss, oder sie können festlegen, dass schriftliche Arbeiten nach einem festgelegten Verfahren kollektiv zu korrigieren sind. Aber letztlich würden solche Initiativen der Zentrale immer durch die Dezentrale, in der die Betreuungsarbeit gemacht wird, unterlaufen werden, wenn die Sinnhaftigkeit nicht erkannt wird.

In Universitäten und Fachhochschulen findet die Weiterentwicklung von Lehre vorrangig durch Imitation statt. Man erfährt, dass eine Hochschule mit einem interessanten Einführungskonzept für das erste Semester experimentiert, lässt sich dieses Modell schildern und passt es für die eigenen Zwe-

cke an. Man hört von Studierenden, dass ihnen die Veranstaltung einer Kollegin besonders gut gefällt, in der keine langweiligen studentischen Referate mehr gehalten werden, und stellt dann seine eigenen Veranstaltungen auf die Diskussion von Texten um. Oder man bekommt von einem Kollegen erzählt, dass vier- statt zweistündige Seminare besondere Möglichkeiten zur Vertiefung bieten, und experimentiert dann mit ähnlichen Modellen. Solche imitations- und experimentorientierten Veränderungsprozesse mögen langwierig sein, aber angesichts der weitgehenden Autonomie von Lehrenden in der Lehre gibt es dazu kaum Alternativen.

Das hier vorgestellte Konzept der publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen basiert auf solchen Formen variierender Imitationen. So ist die Idee der Publikationsorientierung inspiriert durch Lehrende aus dem Diskussionszusammenhang der Zeitschrift »Das Argument«, die in ihren Veranstaltungen Studierende Rezensionen für ihre Zeitschriften schreiben lassen. Die Idee für die Orientierung der studentischen Abschlussarbeiten an Publikationsstandards entstand auf Anregung eines Dozenten, der als Vorbild für eine gute Abschlussarbeit eine publizierte Diplomarbeit eines anderen Studenten empfahl und so anregte, die eigene Arbeit gleich so zu verfassen, dass sie auch publizierbar ist. Die Idee, in Seminaren Abschlusskonferenzen zu veranstalten, ist während meines Studiums in den USA entstanden, in dem am Ende des Masterstudiums jeder Student und jede Studentin in dem Programm einen publizierbaren Artikel vor allen anderen Studierenden des Programms und vor dem Lehrkörper verteidigen musste.

Auch wenn hier das Konzept zur publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen »aus einem Guss« vorgestellt wird, soll damit nicht suggeriert werden, dass dieses Konzept schon rund ist. Aber die Hoffnung besteht, durch diesen Artikel zur variierenden Imitation einzelner Elemente dieses Konzeptes anzuregen.¹⁴ Dabei können vielleicht nicht nur die vielfach noch etwas holprigen Elemente dieses Konzeptes verbessert werden, sondern es kann sich auch auf der Ebene einzelner Studiengänge insgesamt eine stärkere Orientierung an einer publikationsorientierten Vermittlung von Schreibkompetenzen durchsetzen.

14 Dafür stellen wir alle Hilfestellungen und Konzepte als Open Source zur Verfügung und freuen uns, wenn diese kopiert, verfeinert und abgeändert werden. Alle unsere Hilfestellungen fallen unter die Creative-Common-Lizenz BY-NC-SA: Namensnennung – Keine Kommerzielle Nutzung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

Literatur

- Beach, R., Friedrich, T. 2006: Response to Writing. In C. A. MacArthur, S. Graham, J. Fitzgerald (Hg.), *Handbook of Writing Research*. New York: Guilford, 222–235.
- Bean, J. C. 2001: *Engaging Ideas. The Professor's Guide to Integrating Writing, Critical Thinking, and Active Learning in the Classroom*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Becker, H. S. 2000: *Die Kunst des professionellen Schreibens. Ein Leitfaden für die Geistes- und Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Besio, C. 2009: *Forschungsprojekte. Zum Organisationswandel in der Wissenschaft*. Bielefeld: transcript.
- Bethke, H. 2014: So kann Fremdachtung nicht erworben werden. Wer Seminararbeiten zu korrigieren hat, sieht sich an Universitäten heute einem Sprachnotstand gegenüber. FAZ, 26. März 2014.
- Brunsson, N. 2007: Organized Hypocrisy. In N. Brunsson, *The Consequences of Decision Making*. Oxford: Oxford University Press. 111–134.
- Eco, U. 1988: *Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt*. Heidelberg: UTB.
- Eggenesperger, P. 2011: Learning by Doing or Explicit Training in the Discipline? The Teaching of Academic Writing in Higher Education. In I. Bauder-Begerow, S. Schäfer (Hg.), *Learning 9/11. Teaching for Key Competences in Literary and Cultural Studies*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 99–122.
- Epping-Jäger, C. 1997: Schriftlichkeit im Hochschulunterricht. In U. Welbers (Hg.), *Das Integrierte Handlungskonzept Studienreform. Aktionsformen für die Verbesserung der Lehre an Hochschulen*. Neuwied: Luchterhand, 220–228.
- Esser, H. 1998: Der Doppelpaß als soziales System. In W. v. Treeck (Hg.), *Wissenschaft als Satire*. Opladen: WDV, 91–121.
- Frank, A., Haacke, S., Lahm, S. 2013: *Schlüsselkompetenzen: Schreiben in Studium und Beruf*. Stuttgart: Metzler.
- Galdynski, K., Kühl, S. (Hg.). 2009: *Black Box Beratung. Studien zu Coaching und Supervision*. Wiesbaden: VS.
- Grésillon, A. 1995: Über die allmähliche Verfertigung von Texten beim Schreiben. In W. Raible (Hg.), *Kulturelle Perspektiven auf Schrift und Schreibprozesse*. Tübingen: Gunter Narr, 1–36.
- Kruse, O. 1997: *Wissenschaftliche Textproduktion und Schreibdidaktik. Schreibprobleme sind nicht einfach Probleme der Studierenden; sie sind auch die Probleme der Wissenschaft selbst*. In E.-M. Jakobs, D. Knorr (Hg.), *Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 141–158.
- Kruse, O. 2005: *Zur Geschichte des wissenschaftlichen Schreibens, Teil 2. Rolle des Schreibens und der Schreibdidaktik seit der Humboldtschen Universitätsreform*. Hochschulwesen, Heft 6, 214–218.
- Kruse, O. 2007: *Keine Angst vor dem leeren Blatt*. Frankfurt am Main, New York: Campus.

- Kruse, O., Jakobs, E.-M. 1999: Schreiben lehren an der Hochschule: Ein Überblick. In O. Kruse, E.-M. Jakobs, G. Ruhmann (Hg.), Schlüsselkompetenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule. Neuwied: Luchterhand, 19–36.
- Kühl, S. 2009: Forschendes Lernen und Wissenschaftsbetrieb. Zur Erfahrung mit einem soziologischen Lehrforschungsprojekt. In L. Huber, J. Hellmer, F. Schneider (Hg.), Forschendes Lernen im Studium. Aktuelle Konzepte und Erfahrungen. Bielefeld: UVW UniversitätsVerlagWebler, 99–113.
- Kühl, S. 2012: Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie; eine Streitschrift. Bielefeld: transcript.
- Luhmann, N. 1992: Kommunikation mit Zettelkästen: Ein Erfahrungsbericht. In A. Kieserling (Hg.), Universität als Milieu. Bielefeld: Haux, 53–61.
- Matthes, J. 1988: Projekte nein, danke? Zeitschrift für Soziologie, 17. Jg., Heft 6, 465–473.
- Püschel, U. 1997: Überlegungen zu einer Anleitung zum Schreiben von Hausarbeiten. In E.-M. Jakobs, D. Knorr (Hg.), Schreiben in der Wissenschaft. Frankfurt am Main: Peter Lang, 193–200.
- Schneider, W. 1999: Deutsch für Profis. Wege zu gutem Stil. München: Goldmann.
- Schulz, S. 2012: Blogroll: Sozialtheoristen, <http://www.merkur-blog.de/2012/12/blogroll-sozialtheoristen/> (letzter Aufruf 2.5.2014).
- Stichweh, R. 1996: Variationsmechanismen im Wissenschaftssystem der Moderne. Soziale Systeme, 2. Jg., Heft 1, 73–89.
- Stichweh, R. 2004: Wissensgesellschaft und Wissenschaftssystem. Swiss Journal of Sociology, 30. Jg., Heft 2, 147–165.

Viele Daten – wenig Information für Studieninteressierte?

Eine Untersuchung der Internetseiten von
Soziologieinstituten

*Christian Schneijderberg, Desiree Beit-Yaghoub, Nina Gofsmann,
Julian Heyde, Nicole Kornke, Maria Kuznetsova, Johanna Meemann,
Sebastian Tieke, Maike Tödtloff*

Im Frühsommer 2012 empfahlen der Vorstand und das Konzil der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) den Soziologieinstituten¹ sich nicht länger am Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) zu beteiligen.² Im Kern werden drei Gründe für den Ausstieg aus dem Ranking angeführt: Das CHE-Ranking weise »erstens gravierende methodische und empirische Mängel« auf, enthalte »zweitens Studieninteressierten als seiner erklärten Zielgruppe wesentliche Informationen« vor und verleite »drittens wissenschaftspolitische Entscheidungsträger zu Fehlentscheidungen« (DGS 2012: 5f.). Das Fazit der DGS berücksichtigt Kernpunkte der langjährigen wissenschaftlichen und hochschulpolitischen Diskussion zu methodischen Fragen und die politische Bedeutung von Rankings, zu der es zahlreiche Beiträge gibt (z.B. Hazelkorn 2011; speziell zum CHE-Ranking: Beerkens, Dill 2010; Hornbostel 2001). Verglichen mit der ausführlichen Diskussion zu Methoden und politischer Bedeutung gibt es wenige Erkenntnisse, welche Informationen Studierende aus Rankings entnehmen (z.B. Briggs 2006;

1 Unabhängig davon, ob diese Einheiten an der entsprechenden Universität Fachgruppe, Sektion oder Institut heißen, werden sie in dieser Untersuchung als Soziologieinstitute bezeichnet.

2 Alle Informationen zur Diskussion um das CHE Ranking sind zu finden unter www.sozio-logie.de/de/che.html (letzter Aufruf 30.6.2014).

Clarke 2007; Liebeskind, Ludwig-Mayerhofer 2005). Bekannt ist, dass Schülerinnen und Schüler mit Studienabsicht zwar zu über 70% das CHE-, ZEIT- oder STERN-Ranking kennen, jedoch nur ca. 30% die Rankings zu Informationszwecken nutzen (Helbig, Ulbricht 2010: 116).

Ergebnisse einer Studie zum Informationssuchverhalten zeigen sehr klar, dass die im Internet zur Verfügung stehenden Informationen über ein (Soziologie-)Studium von Studieninteressierten sowohl am stärksten genutzt werden als auch als am nützlichsten empfunden werden (Heine et al. 2010: 28ff.). Wenig genutzt werden die (persönlichen) Informations- und Beratungsangebote an den Hochschulen (Ortenburger 2013: 75). Das Internetangebot reicht von Informationen zur Studienorientierung von Universitäten und kommerziellen Anbietern³ über den Studieninteressenstest⁴ von Hochschulrektorenkonferenz und ZEIT online, für (manche) Studienfächer vorhandene Online-Studienwahl-Assistenten der Hochschulen und für gezielt Suchende von einigen Soziologieinstituten angebotenen *self-assessments* (Rudinger, Hörsch 2009) bis zu einem selektiven, aber informativen Beitrag zu Soziologie bei Wikipedia.⁵ Aus diesen und weiteren Quellen müssen sich Studieninteressierte selbst die notwendigen Informationen zusammenstellen. Dazu gehören insbesondere Informationen über die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin, das Soziologiestudium und die Möglichkeiten eines Soziologiestudiums. Solche Angaben, sowie konkrete Informationen zum Studium bieten jedoch primär und teilweise exklusiv die Universitäten und die Soziologieinstitute.

Im folgenden Beitrag werden die Informationsangebote und Erkenntnisse zu deren Nutzung bei der Studienorientierung analysiert.⁶ Anknüpfend an das häufig exklusive Informationsangebot der Universitäten und Institute gehen wir in der hier vorgestellten Untersuchung der Internetseiten von Soziologieinstituten der Frage nach, wie die Informationslage und die Güte der zur Verfügung stehenden Informationen über Soziologie und ein Soziologiestudium im Internet sind – dem Primärmedium zur Darstellung von Lehrleistung der Soziologie. Da auf den Internetseiten der Zentralen Studienberatung der Universitäten vor allem die Formalia zu Studiengängen aufgeführt werden, zum Beispiel Zulassungsbedingungen, Einschreibefristen

3 Siehe z.B. www.studieren-studium.com/studium/Soziologie (letzter Aufruf 1.7.2014).

4 Siehe www.hochschulkompass.de/studium-interessentest.html (letzter Aufruf 1.7.2014).

5 Siehe de.wikipedia.org/wiki/Soziologie (letzter Aufruf 1.7.2014).

6 Diese Analyse basiert auf den wenigen Erkenntnissen zur Bedeutung von Rankings für Studieninteressierte und wurde durch die DGS-Stellungnahme zum CHE-Ranking angestoßen.

und Studiendauer, wurden diese Internetseiten in der Untersuchung nicht berücksichtigt.

Doch es ist nicht nur die Entscheidung über die Aufnahme, sondern auch die Entscheidung über den Verbleib im Soziologiestudium, welche durch entsprechend aufgearbeitete Informationen zur Soziologie und dem Soziologiestudium beeinflusst werden könn(t)en. In der Soziologie denken 25% der Studierenden über einen Studienabbruch nach, davon 10% ernsthaft. Einen Fachwechsel erwägen 32%, davon 15% ernsthaft (Ramm et al. 2011: 98). Damit gehören Bachelorstudierende der Soziologie zur Gruppe der Studierenden – zusammen mit Studierenden zum Beispiel der Informatik, der Physik und dem Massenfach BWL –, welche am häufigsten über einen Fachwechsel und einen Studienabbruch nachdenken, wobei der Fachwechselgedanke häufiger vorkommt als der Gedanke an Abbruch (ebd.: 99).

Der folgende Beitrag analysiert, welche die Studienentscheidung und den Verbleib im Soziologiestudium beeinflussenden Informationen die Lehrenden der Soziologie als Angebot auf den Internetseiten des Soziologieinstituts bereitstellen (könn(t)en). Dabei gehen wir zuerst auf die theoretische Notwendigkeit der Übersetzung von Daten zwecks Darstellung von Soziologie und Soziologiestudium als Information im Internet für Studieninteressierte ein. In einer anschließenden Soziologie-Studieninformationsuntersuchung analysieren wir die Studienstruktur und Credit-Punktevergabe ausgewählter Merkmale von Soziologiestudiengängen und bewerten anschließend das Vorhandensein und die Güte von Studieninformationen auf Internetseiten der Soziologieinstitute. Abschließend werden die Erkenntnisse diskutiert und reflektiert.

Information und Informationsnutzung im Internet

»What we mean by information – the elementary unit of information – is a difference which makes a difference.« (Bateson 1985: 459)

Soziologie ist eine sehr heterogene wissenschaftliche Disziplin (Becher 1989). Der Gegenstandsbereich der Soziologie ist sehr weit und überschneidet sich mit anderen Disziplinen (Lamnek 1993; Huinink 2001: 73ff.). Wir gehen daher davon aus, dass eine Ambivalenz (Smelser 1998: 10) zwischen den kognitiven und sozialen Gegebenheiten (Whitley 1984) der Soziologie

als Disziplin und einer Komplexitätsreduktion zwecks Informationsweitergabe entsteht. Für die Untersuchung werden wir die Ambivalenz als Übertrag von Daten in Information untersuchen. Mit Bezug auf Bateson (1985) präzisiert Willke: »Daten beobachten Unterschiede« und Informationen sind »die von einem Beobachter für relevant gehaltenen Unterschiede« (Willke 2004: 31). Schulz definiert den Begriff der Information als »Verminderung des Kenntnis- oder Aktualitätsgefälles zwischen Kommunikator und Rezipient oder auch als Beseitigung von Ungewissheit« (2009: 161). Es wird davon ausgegangen, dass diese Ungewissheit bei Studieninteressierten sehr groß ist, wobei zusätzlich zu berücksichtigen ist, dass eine Studienentscheidung eine Entscheidung unter Unsicherheit ist (Spangenberg, Willich 2013).

Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass alle Daten auf Internetseiten der Soziologieinstitute als Information aufgefasst werden, die zwecks Kommunikation öffentlich zugänglich gemacht werden (Bentele, Beck 1994: 20) – unabhängig vom Informationsgehalt. Diese »Kommunikation (symbolische Interaktion) zwischen Menschen auf einer technischen Grundlage« (Beck 2010: 16) folgt dabei sozial ausgehandelten, institutionalisierten Praxen, welche wiederum »gesellschaftlich konventionalisierten Regeln und Erwartungsstrukturen« (ebd.) der Massenkommunikation (Maletzke 1963: 32) unterliegen. Die Statik der Kommunikation via Information auf einer Internetseite (*Pull*medien-Angebot) resultiert in einem bestimmten Verhalten der Rezipient(inn)en, welche aktiv aus den vielen Internetangeboten auswählen (Beck 2010: 21). Ein Suchprozess im unübersichtlichen Internet erfordert theoretisch hohen Zeiteinsatz, wobei sich die kognitiv aufwändigen Selektionsentscheidungen durch bestimmte Kosten/Nutzen-Kalküle auszeichnen (Schweiger 2010: 191ff.). Weiter ist davon auszugehen, dass die Suche von Soziologieinteressierten auf überwiegend unvollständigem eigenem Wissen beruht – Soziologie wird in der Schule in der Regel nur als Teil des Sozialkundeunterrichts oder vergleichbarer Angebote unterrichtet.

Das Informationssuchverhalten von jungen Erwachsenen, also Schulabgänger(inn)en wie Studierenden, im Internet weist dabei ein spezifisches Selektions- und Rezeptionsverhalten auf. Taylor fand bei einem Experiment heraus, dass Studierende bei der gezielten Suche nach Informationen überwiegend erratisch und nicht systematisch vorgehen, sich dabei an immer neuen Dokumenten, das heißt Informationsangeboten, orientieren, ohne die Qualität, die Validität oder die Zuverlässigkeit der Quelle zu berücksichtigen: »the main criteria they used to evaluate a web resource were its understandability, the amount of information in the source, its accuracy, and its recency.

During the last stage of the assignment the main criteria were understandability and the amount of information.« (Taylor 2012: o. S.)

Die Informationen zur Soziologie und zum Soziologiestudium sollten auf den Internetseiten der Soziologieinstitute vor allem knapp und gut verständlich vorhanden sein. Zudem konkurrieren die Soziologieinstitute mit anderen ggf. wenig seriösen oder kommerzielle Interessen verfolgenden Informationsangeboten um die Aufmerksamkeit und die Deutungshoheit.

In der Annahme, dass Studieninteressierte ihre Suche mit Hilfe einer Suchmaschine oder auf der Internetseite einer Universität beginnen, ist nicht nur die Selektion und Rezeption, sondern auch der Prozess der Informationsverarbeitung relevant (Schweiger 2010: 201). In der Untersuchung haben wir uns daher auf übersichtliche, unmittelbare und in Textform auf einer Internetseite verfügbare Informationen, zum Beispiel Kurzzusammenfassung eines Studiengangs und Übersichtsgraphiken, konzentriert, da diesen Informationen bei der Suche ein höherer Nutzen zugeschrieben wird. Trotz deren Bedeutung für das Studium wird davon ausgegangen, dass Modulhandbücher, Studien- und Prüfungsordnungen selten bis gar nicht rezipiert werden, das heißt, vermutlich als Datenflut eher nicht rezipiert werden. Ihr Nutzen für die Studieninformationssuche ist stark eingeschränkt durch den Umfang und die Verwendung eigentümlicher, semantisch schwieriger Sprache. Und den Studieninteressierten und Studienanfänger(inne)n dürfte auch der Nutzen dieser Dokumente und ihrer Inhalte wohl nicht bekannt sein – dieser wurde auf keiner Internetseite erklärt – dabei bergen diese Dokumente viel Potential für die Übersetzung der darin enthaltenen Daten in Informationen.

Soziologie-Studieninformationsuntersuchung 2013/14

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung stammen aus der Lehrlernforschung, die in einem zweisemestrigen Empiriepraktikum (im Studienplan im 3. und 4. Semester vorgesehen) im Wintersemester 2013/14 und Sommersemester 2014 im Soziologie-Bachelor an der Universität Kassel durchgeführt wurde. Auf das Literaturstudium und die Aufarbeitung des Stands der Forschung zu Information, zu Kommunikation und zum Informationsverhalten im Internet folgte eine Interviewbefragung. Dabei wurden im No-

vember 2013 an der Universität Kassel 36 leitfadengestützte Interviews geführt, transkribiert und ausgewertet (Gläser, Laudel 2009), darunter 24 Interviews mit Studierenden aus dem 1. Semester und 12 mit Studierenden aus höheren Semestern (5. und 7. Semester).

Die Auswertung ergab zusammengefasst: Für das Soziologiestudium entschied sich die Mehrheit der Befragten aus Interesse an der Auseinandersetzung mit der Gesellschaft. Informationen über das Soziologiestudium wurden primär über das Internet eingeholt, teilweise direkt von der Universität bzw. dem Soziologiestitut, teilweise über Suchmaschinen. Von den Befragten gab im Interview nur eine Person mit einem Augenzwinkern an, dass sie/er mal in die Studien- und Prüfungsordnung reingeschaut hätte, das Modulhandbuch wurde nie erwähnt. Eine weitere Informationsquelle waren Verwandte, Freunde und Bekannte (siehe auch Langer, Steinhardt 2013) und nur wenige kannten Soziologie aus der Schule. Unter den Erstsemesterstudierenden gab es ein breites Erwartungsspektrum: Einigen war das Studium zu theoretisch bzw. zu wenig praxisbetont; andere waren überrascht, dass sie sich gut in das Studium einfinden konnten; manche hatten keinerlei Erwartungen. Die Studierenden in höheren Semestern bewerteten etwa zu gleichen Teilen das Studium der Soziologie positiv oder negativ. Unter den negativ Antwortenden waren Personen, die auch im höheren Semestern noch Zweifel daran erkennen ließen, ob sich ihnen Soziologie bereits erschlossen hat, welche Fähigkeiten sie sich aneignen konnten und inwiefern diese für einen Beruf nützlich sein könnten (siehe auch Blättel-Mink, Briken 2008: 10f.; Schirmer 2003).

Aufbauend auf den Erkenntnissen der Interviews haben wir eine systematische Dokumentenanalyse (Froschauer 2009; Wolff 2000) auf den Internetseiten der Soziologiestitute durchgeführt. Für die Dokumentenanalyse wurde ein Sample der Soziologiestitute erstellt, an deren Universität Soziologie im Bachelor als Haupt- und/oder Kernfach studiert werden kann. Gegenwärtig kann Soziologie im Bachelor und Master an 53 der 106 Universitäten in Deutschland studiert werden. Die Anzahl der Lehrstühle, Fachgebiete etc., im Folgenden als Professuren bezeichnet, gibt eine Orientierung über die Größe der Soziologiestitute. Diese können in sehr kleine (1 oder 2), kleine (3 bis 5), mittelgroße (6 bis 9), größere (10 bis 20) und sehr große (20 und mehr) Institute gruppiert werden. Mehr als zwei Drittel der Soziologiestitute zählen zu den kleinen und mittelgroßen Instituten mit 3 bis 9 Professuren (siehe Tabelle 1).

Tab. 1: Größe der Soziologieinstitute an öffentlichen Universitäten in Deutschland nach Anzahl der Professuren

	n	Prozent
Sehr kleine Soziologieinstitute (bis 2 Professuren)	7	13
Kleine Soziologieinstitute (3 bis 5 Professuren)	19	36
Mittelgroße Soziologieinstitute (6 bis 9 Professuren)	20	38
Große Soziologieinstitute (10 bis 20 Professuren)	5	9
Sehr große Soziologieinstitute (mehr als 20 Professuren)	2	4
Gesamt	53	100

Quelle: Soziologie-Studieninformationsuntersuchung 2013/14

An Universitäten mit sehr kleinen Soziologieinstituten wird Soziologie als (interdisziplinäres) Ergänzungs- und Wahlfach angeboten. Damit gilt weiter die Lepsius'sche Daumenregel, dass Studiengänge ab einer Anzahl von drei planmäßigen Professuren – plus wissenschaftlichen Mitarbeiter(inne)n – an einer Universität angeboten werden (Lepsius 1961: 116f.). In Bachelorstudiengängen ist Soziologie überwiegend explizit als Bachelor mit Namen Soziologie oder als Studiengang Sozialwissenschaften in Kombination meist mit Politikwissenschaft studierbar. Soziologie kann an Universitäten in Deutschland als 1-Fach- und 2-Fach-Bachelor sowie als Neben-, Ergänzungs- und Wahlfach studiert werden. Mit Fokus auf Studieninteressierte, bei denen Soziologie das primäre Studieninteresse darstellt, wurden in die Analyse nur Soziologieinstitute aufgenommen, an denen Soziologie als Haupt- bzw. Kernfach angeboten wird. In der Analyse nicht berücksichtigt wurden Soziologieinstitute, an denen Soziologie nur als Neben-, Ergänzungs- und Wahlfach angeboten wird, und auslaufende Bachelorstudienangebote der Soziologie. Durch diese Fokussierung reduzierte sich die Anzahl der untersuchten Institute von 53 auf 42.

Bietet ein Soziologieinstitut sowohl ein 1-Fach- als auch ein 2-Fachstudium und/oder einen Bachelor Sozialwissenschaften an, so wurde immer der Studiengang mit der höchsten Creditanzahl ausgewählt; damit konnte die Heterogenität reduziert und die Möglichkeit des Vergleichs (Mills et al. 2006; Smelser 2003) verbessert werden. Die Addition der Credits in Studienübersichten, Studien- und Prüfungsordnungen und Modulhandbüchern und explizite Zuordnung zur Soziologie war kein einfaches Unterfangen. Grundsätzlich wurde ein inklusives Verfahren gewählt, zum Beispiel wurden alle

Module sozialwissenschaftliche Methoden hinzu addiert; auch wurden Bachelorstudiengänge Sozialwissenschaften hinzugenommen, bei denen angegeben war, dass sie etwa je zur Hälfte aus Soziologie und Politikwissenschaft zusammengesetzt sind, ohne dass klar ist, ob die Bachelorarbeit in der Soziologie geschrieben wird.⁷

Strukturen, Inhalte und Credit-Punkte von Bachelorstudiengängen der Soziologie

Aus den allgemein genannten Gründen für die Aufnahme eines bestimmten Studiengangs ergeben sich Anhaltspunkte für ein verbessertes Informationsangebot, das Soziologieinstitute zur Unterstützung bei der Studienentscheidung⁸ und für Studierende bereitstellen könnten. Primärer Grund für die Aufnahme eines Studiums ist ein spezielles Fachinteresse (73%), gefolgt von Berücksichtigung der eigenen Begabung (59%), Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten (47%) und festem Berufswunsch (29%) (Ramm et al. 2011: 28ff.). Drei Viertel der Studierenden sehen in der »Möglichkeit einer interessanten Tätigkeit nach Studienabschluss nachgehen zu können« den Hauptnutzen des Studiums, gefolgt vom »Wissen über das jeweilige Fachgebiet«; und für zwei Drittel ist die »wissenschaftliche Qualifizierung« an sich bei ihren Nutzenüberlegungen sehr wichtig (Ramm et al. 2011: 32).⁹ Solche Informationen zu Studiengangstrukturen, -inhalten und Credit-Punktevergabe von Veranstaltungen (Brüderl 2006; DGS 2005; Hammerich 2006; Schneijderberg, Steinhardt 2010), finden Studieninteressierte in Studienübersichten, Studien- und Prüfungsordnungen und Modulhandbüchern.¹⁰

7 Wir möchten darauf hinweisen, dass bei Beispielen auf Verweise auf Soziologieinstitute verzichtet wird, um ein *naming – faming – blaming* zu vermeiden.

8 Es gibt keine Erhebung, wie viele Studieninteressierte sich über ein Studium der Soziologie Gedanken gemacht und informiert haben. Im Jahr 2012 haben sich 5.508 Individuen für die Aufnahme eines Soziologiestudiums entschieden (Statistisches Bundesamt 2014: 447).

9 Weiter fließen die Nähe zum Heimatort (ca. 66%), der Ruf der Hochschule (61%) und die Ausstattung der Hochschule (60%) mit in die Studienwahlentscheidung ein (Willich et al. 2011: 221).

10 Den Ergebnissen in diesem Abschnitt muss vorausgeschickt werden, dass trotz hohen Aufwands bei der Dokumentenanalyse aus den Daten überwiegend nur Tendenzen zu Struktur und inhaltlichem Aufbau von Soziologiebachelorstudiengängen herausgearbeitet werden konnten. Dies beruht auf den teilweise erheblichen Unterschieden zwischen den

Bachelorstudiengänge der Soziologie sind nicht sehr verschult. Knapp ein Viertel bis ein Drittel eines Soziologiebachelorstudiengangs scheint aus Pflichtveranstaltungen zu bestehen, in manchen Studiengängen ist der Anteil höher. Nicht eingerechnet wurden dabei die verpflichtenden Teile Bachelorarbeit, Praktikum und nicht fachbezogene Schlüsselqualifikationen, welche später behandelt werden. Pflichtveranstaltungen bestimmen vor allem das erste Studienjahr bzw. den ersten Studienteil und werden mit andauernder Studienzeit weniger. Relativ selten finden Studieninteressierte jedoch die Information, dass eine strukturierte Einführung in die Soziologie gegeben wird und dass mit zunehmender Studiendauer eigenen Interessen nachgegangen werden kann – noch seltener versehen mit dem Hinweis, in welchen soziologischen Teilbereichen oder mit welchem (theoretischen und/oder methodischen) Schwerpunkt. Der Wahlpflichtbereich macht gemessen an Credits den verhältnismäßig größten Teil des Soziologie-Studiums in den 42 Bachelorstudiengängen aus. Jedoch waren Wahlpflicht- und noch viel mehr frei wählbare Module oder Veranstaltungen nicht immer eindeutig aus den Dokumenten herauszulesen oder gehörten nicht eindeutig zum Studienbestandteil Soziologie. Im Sinne der Informationsbereitstellung könnte hier auf bestimmte Vertiefungsmöglichkeiten, zum Beispiel der Sozialstrukturanalyse, hingewiesen werden.

In die Kategorien Theorien und Methoden wurden nur Credits aufgenommen, welche eindeutig zum Beispiel über den Modul- und Veranstaltungsnamen wie *Einführung in die Statistik* und *Empiriepraktikum* identifizierbar waren. Die Spanne der explizit als Theorie kenntlichen Module bzw. Veranstaltungen reichte von 5 bis 57 Credits; bei den Methoden reichte die Spanne von 9 bis 50 Credits. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass ein Soziologiestudium einen größeren Anteil an Theorie- und Methodenveranstaltungen enthält, welche als nicht näher spezifizierbare Veranstaltungen des Wahl(pflicht)bereichs angeboten werden. Für Studieninteressierte könnte zum Beispiel als Information ein bestimmter qualitativer Studienfokus in der quantitativ dominierten Methodenausbildung der Soziologie hervorgehoben werden (Bögelein, Serrano-Velarde 2012).

In den Dokumenten ist stets die Anzahl der Credits für die Bachelorarbeit mit einer Spanne von 9 bis 12 Credits eindeutig angegeben. Die Strukturvorgaben der Kultusministerkonferenz (2010: 1.4) geben einen Rahmen für die Bachelorarbeit von mindestens 6 und höchstens 12 Credits vor. Trotz

Bachelorstudiengängen und der angetroffenen Kreativität bei der Namensgebung von Modulen, Studienabschnitten etc.

der Vorgaben zeigen sich bei der Bachelorarbeit erhebliche Unterschiede. An manchen Universitäten sind zusätzlich zur Bachelorarbeit noch ein vorbereitendes und/oder begleitendes Kolloquium sowie ein Vortrag mit Diskussion eingeschlossen, wobei die Anzahl der Credits für das Bachelorarbeitsmodul auf 15 bis zu 20 Credits steigt. Die Daten könnten als besonders aufwändige Abschlussphase von Studieninteressierten gedeutet werden, gerade im Vergleich mit Studiengängen, in denen *nur* 9 Credits für die Bachelorarbeit vergeben werden.

Die Spanne der vergebenen Credits für Schlüsselqualifikationen bzw. Kompetenzen reicht von 4 bis 30 Credits, wobei bei höherer Credit-Punktevergabe zum Beispiel die Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten und Schreiben und das Praktikum in diesen Bereich mit eingerechnet werden. Praktika stehen auf vielen Internetseiten als Proxy für den Berufsbezug und sind im Curriculum von Soziologiebachelorstudiengängen mehrheitlich Pflichtbestandteil. Die (mögliche) Bedeutung für die Berufsorientierung wird jedoch eher selten betont; dabei liefern bereits die Unterschiede bei Credits ausreichend Anhaltspunkte, um die Daten zu Informationen zu verwandeln. Die Credit-Punktevergabe für das Praktikum reicht von 3 bis 21 Credits, bei einem mittleren Wert von 10 Credits. In manchen Studienordnungen wird der Praktikumsbericht mit 3 bis 6 Credits gesondert ausgewiesen, und in Ausnahmefällen gibt es Nachbereitungsseminare zur Erfahrungsreflexion mit 3 Credits.

Insgesamt ergibt die Untersuchung der Struktur und Inhalte von Bachelorstudiengängen ein sehr differenziertes Bild, das sich nur teilweise durch die Unterschiede der Soziologiestudienanteile zwischen einem 1-Fach- und 2-Fachbachelor in Soziologie und einem Bachelor in Sozialwissenschaften erklären lässt. Großen Anteil an den unterschiedlichen Gewichtungen und dem Umfang der Soziologiestudienanteile haben die Gegebenheiten vor Ort, zum Beispiel Anzahl der Professuren, und insbesondere die Schwerpunkte der Lehrenden. Gerade letztere wären gefordert, zwecks Komplexitätsreduktion die Daten in Informationen zu übersetzen, was bisher, wenn überhaupt, nur sehr abstrakt geschehen ist.

Vorhandensein und Güte von Studieninformationen auf den Internetseiten der Soziologieinstitute

Auch andere Untersuchungen zeigen die Schwierigkeiten des Transfers von Daten in Informationen. Eine Analyse zur Nützlichkeit und zum Gehalt von Informationen zu Studiengängen an bayerischen Hochschulen kommt zu dem Ergebnis:

»Gerade im Bereich der Transparenz waren die größten Defizite vorzufinden. Diese bezogen sich insbesondere auf die Richtigkeit und Aktualität – insbesondere im Internet – der zur Verfügung gestellten Informationen als auch auf die Verständlichkeit und Übersichtlichkeit der Studiengänge und ihrer Darstellung« (Witte, Sandfuchs 2013: 179).

Als Defizite benennen die Autorinnen insbesondere, dass auf den Internetseiten Kurzdarstellungen von Studiengängen, Studienaufbau und -zielen, Besonderheiten des Studiengangs und Berufsperspektiven fehlen. Diese Informationen müssten potentielle und bereits immatrikulierte Studierende aus Studien- und Prüfungsordnungen, Modulhandbüchern, Studienplänen und Studienführern eigenständig zusammensammeln (ebd.: 182). Witte und Sandfuchs untersuchten bei Bachelorstudiengängen weiter, wie transparent, Informationen über einen Studiengang, das heißt anhand der Anzahl Klicks gut auffindbar waren (ebd.: 186). Die Kategorien wurden mit leichten Modifikationen übernommen, und durch weitere ergänzt, die auf Internetseiten von Soziologieinstituten gefunden wurden (siehe Tabelle 2).

Insgesamt zeigte sich, dass alle der gesuchten Informationen nur bei zwei Soziologieinstituten auffindbar waren; bei 30 konnten mehr als zehn der gesuchten Informationen gefunden werden. Die Suchsystematik hat sich insgesamt als tragfähig erwiesen. Dennoch erzeugt sie zumindest ein nichtintendiertes Ergebnis: Bei einem Soziologieinstitut sind die wesentlichen Informationen aus dem Modulhandbuch direkt auf der Internetseite dargestellt. Da aber nur nach Modulhandbüchern gesucht wurde, und dieses bei dem entsprechenden Institut nicht auffindbar war, wurde es nicht gezählt. Ebenfalls nicht mitgezählt wurde zum Beispiel ein Online-Studienwahl-Assistent auf der Internetseite der Universität, wenn keine Verlinkung von der Institutsinternetseite gefunden wurde.

Tab. 2: Vorhandensein ausgewählter Informationen zu Bachelorstudiengängen der Soziologie

	n von 42
Kurzübersicht Studiengang (auf Internetseite oder als eigenständiges PDF)	41
Darstellung Forschungsprofil/-bereiche (auf Internetseite)	40
(Beispiel)Studienplan (auf Internetseite oder als eigenständiges PDF)	39
Studien- und Prüfungsordnung (als PDF)	39
Modulhandbuch (als PDF)	38
Darstellung Profil/Besonderheiten des Instituts (auf Internetseite)	36
Darstellung Studienziele und Kompetenzerwerb (auf Internetseite)	36
Graphische Darstellung Studienaufbau (auf Internetseite)	35
Profil/Besonderheiten des Studiengangs (auf Internetseite)	33
Darstellung Berufsaussichten (auf Internetseite)	31
Darstellung Anforderung an Studierende (auf Internetseite)	24
Broschüre, Flyer etc. (als PDF)	23
Definition Soziologie (auf Internetseite)	22
Multimediaangebot (z. B. Video, Podcast etc.)	13
Online-Self-Assessment/Studienwahl-Assistent	9

Quelle: Soziologie-Studieninformationsuntersuchung 2013/14

In einem weiteren Schritt haben wir untersucht, wie gut die Informationen auf den Internetseiten der Soziologie auffindbar sind. Als Ausgangspunkt für die Klick-Analyse der Studierenden wurde die Startseite des jeweiligen Soziologieinstituts gewählt. Gelangen Studieninteressierte über den Menüpunkt Studium zu einer Darstellung des Studiengangs, so wurde ein Klick gezählt. Die Informationen zum Studium, sofern vorhanden, waren bei sehr wenigen Soziologieinstituten von einer zentralen Internetseite aus mit nur einem Klick erreichbar. Durchschnittlich können Studieninteressierte vorhandene Informationen in zwei bis vier Klicks finden. Dennoch gibt es Soziologieinstitute, bei denen eine Kurzbeschreibung des Studiengangs, Anforderungen an Studierende und eine Darstellung von Studienzielen und Kompetenzerwerb erst nach fünf bis neun Klicks gefunden wurden.

Das Vorhandensein von Informationen ist nur eine Seite der Medaille, die andere Seite ist ihre Verständlichkeit. Die Güte des Informationsangebotes zu Studiengängen ist nicht nur für Studieninteressierte wichtig, sie ist

auch Teil der Vorgaben für Akkreditierungen und damit Bestandteil der Qualitätssicherung von Hochschulen. Der entsprechende Standard zur Information der Öffentlichkeit lautet: »Die Hochschulen sollten regelmäßig aktuelle, unparteiische und objektive Informationen – und zwar sowohl quantitativer als auch qualitativer Art – über die von ihnen angebotenen Programme [Studiengänge] und Abschlüsse veröffentlichen.« (HRK 2006: 29) Die Anforderung an Transparenz und Dokumentation wurden in die Richtlinien zur Studiengangakkreditierung des Akkreditierungsrates (2013: 13) übernommen.

Mit Fokus auf die Güte der Information für Studieninteressierte und die Überschaubarkeit der Information wurden für die Bewertung in dieser Untersuchung nur Kategorien ausgewählt, die unmittelbar und in Textform auf einer Internetseite stehen (siehe Tabelle 3). Für die Bewertung wurden die Anforderungen aus der Qualitätssicherung und unter Berücksichtigung der Anforderungen des Mediums Internet auf die Kriterien Länge und Verständlichkeit der Texte beschränkt. Beide stehen als Proxys für den Informationsgehalt der Texte. Bei der Verständlichkeit liegt das Augenmerk sowohl auf der in den Texten verwendeten Sprache als auch auf den transportierten Inhalten. Die Bewertungen der Texte zu den einzelnen Kategorien wurden immer von Zweiertteams der an der Lehrlernforschung beteiligten Studierenden vorgenommen. Um die subjektiven Anforderungen für die Bewertung nicht zu komplex werden zu lassen, haben wir ein einfaches, relativ grobes Schema mit drei Wertungsstufen eingesetzt. Beim Kriterium Länge wurden »zu lang«, »zu kurz« und »gute Länge« verwendet. Beispielsweise würde eine Erklärung bzw. Definition von Soziologie mit einem zwei- oder dreizeiligen Max Weber Zitat als »zu kurz« und ein viel Scrollen erfordernder Text als »zu lang« klassifiziert. Für das Kriterium Verständlichkeit wurde ein positives »gut verständlich« und ein negatives Extrem »unverständlich« sowie eine mittlere, akzeptable Stufe »teilweise verständlich« verwendet. Als gut verständlich für Studieninteressierte wurde ein Text klassifiziert, wenn er in klaren, allgemeinverständlichen Worten den Sachverhalt darlegt; als unverständlich wurde ein Text klassifiziert, wenn zum Beispiel der Gegenstand der Soziologie auf einer Internetseite abstrakt und mit vielen, den Lesefluss störenden Verweisen erklärt wird.

Tab. 3: Bewertung von ausgewählten Informationsangeboten auf Internetseiten von Soziologieinstituten an Universitäten in Deutschland (in Prozent).

		Länge			Verständlichkeit		
		nicht auffindbar	zu kurz	gute Länge	zu lang	gut verständlich	teilweise verständlich
Definition Soziologie	54	15	27	5	39	7	–
Kurzübersicht Studiengang	3	17	73	7	68	29	–
Darstellung Studienziele und Kompetenzerwerb	16	21	60	3	57	24	3
Darstellung Profil/Besonderheiten des Studiengangs	27	15	54	5	59	15	–
Darstellung Anforderungen an Studierende	48	17	32	3	47	6	–
Darstellung Berufsperspektiven	27	24	46	3	61	12	3

Quelle: Soziologie-Studieninformationsuntersuchung 2013/14

Wie bei Tabelle 2 ist auch in Tabelle 3 zuerst das Vorhandensein der Information zu beachten. Als positiv hervorzuheben ist, dass, wenn die Information vorhanden war, diese überwiegend als in guter Länge und gut verständlich gestaltet von den Studierenden bewertet wurde. Negativ fällt auf, dass auf mehr als der Hälfte der Internetseiten von Soziologieinstituten keine Darstellung von Soziologie gefunden werden konnte. Bedenklich ist, dass knapp die Hälfte der Soziologieinstitute keine Informationen zu Anforderungen an (zukünftige) Studierende bereithält. Mehr als ein Viertel der Institute bietet keine Informationen zu Berufsaussichten und zu den Besonderheiten bzw. dem Profil von Bachelorstudiengängen. Dabei ist es möglich, dass Informationen zu Studienzielen und Kompetenzerwerb, Anforderungen an Studierende, Berufsperspektiven und Kurzübersichten zu Studiengängen zum Beispiel im Modulhandbuch als gut verständliche Information vorhanden sind. Wie oben dargestellt, erfüllen Modulhandbücher und Prüfungs- und Studienordnungen allerdings nicht die Anforderungen, die das Suchverhalten von Studieninteressierten und Schulabgänger(innen) im Internet stellt; wie unsere Interviews hervorbrachten, hat nur einer von 36 Interviewten in diese Dokumente bei der Informationssuche vor der Studienentscheidung kurz hineingeschaut.

Viele Daten \neq viel Information zu Soziologie und zum Soziologiestudium

Die Erkenntnis, dass Informationen zu Soziologie und Soziologiestudium, wenn vorhanden, überwiegend in guter Länge und gut verständlich auf den Internetseiten der Soziologieinstitute vorzufinden sind, sollte nicht über die Tatsachen hinwegtäuschen, dass trotz vieler Daten der Transfer in verständliche Information für Studieninteressierte durchwachsen ist. Trotz hohen Aufwands bei der Dokumentenanalyse können aus den Daten überwiegend nur Tendenzen zu Struktur und inhaltlichem Aufbau von Soziologiestudiengängen herausgearbeitet werden. Doch bereits hier würden sich nützliche Informationen für Studieninteressierte verbergen, die Vorstellungen und Erwartungen an ein Soziologiestudium definieren helfen und ein Angebot zur Entdeckung der Soziologie machen könnten. Mit Blick auf einen Studiengang könnte zum Beispiel Folgendes kommuniziert werden:

»Der Studienaufbau ist derart gestaltet, dass Studierende systematisch in Theorien und Methoden sowie Schlüsselbegriffe und -themen der Soziologie eingeführt werden und ein kontinuierlicher Wissensaufbau möglich ist; nach einer Einführungsphase können Studierende zur Vertiefung des Wissens und Könnens aus einem breiten Seminarangebot zu bestimmten soziologischen Themen bzw. soziologischen Teilbereichen wählen; wir legen besonderen Wert auf Praxisnähe/Berufsqualifikation und unterstützen Einblicke in Berufe im Praktikum durch eine aktive Begleitung und Reflexion des Erlernten«,

wobei die Schlagworte wie Methoden und soziologische Themen entsprechend dem Angebot vor Ort konkretisiert werden müssten. Weniger Variationsmöglichkeiten bestehen zum Beispiel bei der Darstellung von Anforderungen an Studierende und Berufsperspektiven, dennoch wäre es ggf. wichtig für Studieninteressierte diese Informationen aufgrund ihres wenig systematischen Rezeptions- und Selektionsverhaltens bei der Suche im Internet ebenfalls auf den Internetseiten eines Soziologieinstituts vorzufinden.

Sowohl das Nutzer(innen)verhalten im Internet als auch die Analyse sprechen jedoch dafür, dass Informationen zu Soziologie und zum Studium auf der Internetseite eines Soziologieinstituts vorhanden sein sollten. Wie oben dargestellt, gibt es zwar Minimaldefinitionen zu Soziologie und dem Gegenstand bzw. den Gegenständen der Soziologie, darüber hinausgehend jedoch keine Einigkeit, was Soziologie ist. Die Heterogenität der Soziologie und die begrenzte Zahl von Professuren vor Ort geben Studium und Lehre

eine spezifische Form, welche insbesondere von den für die Lehre verantwortlichen Personen von der überwiegend anzutreffenden komplexen Vielzahl an Daten in Information verwandelt werden könnten.

Auch wenn bei der Lektüre von Studien- und Prüfungsordnungen, Modulhandbüchern und anderen zur Ordnung, Struktur- und Informationsgebung gedachten Dokumenten teilweise der Eindruck entsteht, dass sie für »unanticipated consequences of ordinary action« (March 1981: 565)¹¹ stehen, so liegt es doch primär an den Professor(inn)en – und in stark abgeschwächter Weise den wissenschaftlichen Mitarbeiter(inne)n, Curriculumsentwickler(inne)n, Studiengangmanager(inne)n etc. (Schneijderberg et al. 2013) – die in den Bachelorstudiengängen organisierte und materialisierte Lehrform oder »Lehrgestalt der Soziologie« (Oehler, Solle 1995: 9) zu definieren und zu kommunizieren. Solange der Minimalkonsens in der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu sein scheint, dass in einem Bachelorstudium soziologische Theorien und sozialwissenschaftliche Methoden ohne weitere Spezifikationen gelehrt werden sollen, kann die Frage gestellt werden, ob dieser Minimalkonsens gleichbedeutend ist mit einem Minimalstandard für die Lehrform der Soziologie. Oder ob orts- und studiengangbezogen ggf. bereits vorhandene Lehrformen als Information an Studieninteressierte und Studierende kommunizierbar wären, welche soziologischen Teilbereiche abgedeckt sind und ob soziologische Schlüsselbegriffe (siehe z. B. Beiträge in Joas 2006) durch das Curriculum eingeführt und vertieft werden. Letztendlich sind die Soziologieinstitute und die sie beheimatenden Universitäten gefordert, ein verlässliches Informationsangebot zu Soziologie und Soziologiestudium für Studieninteressierte – und auch für Studierende – zu generieren. Selbstverständlich sind der Wirksamkeit von auf einer Internetseite verfügbaren Informationen Grenzen gesetzt: zum Beispiel ist es nicht sicher, ob die Informationen Fachwechsel und Studienabbruch reduzieren, und Informationen zu Studienzielen und Kompetenzerwerb müssen in der Interaktion von Lehrenden und Studierenden thematisiert werden, so dass Absolvent(inn)en in einem Bewerbungsgespräch sagen können: »Ich habe im Soziologiestudium begriffen, wie Organisationen funktionieren, und bin deswegen hervorragend auf eine Management- oder Beratungstätigkeit vorbereitet« (Kühl, Tacke 2004: 71).

11 March verwendet illustrativ als Beispiele für »unanticipated consequences of ordinary action« (March 1981: 565) in der Organisationsforschung: *learning from the response of clients, rewarding friends and coopting enemies, competence multipliers, satisficing, performance criteria* und *superstitious learning* (ebd.: 566ff.).

Nicht nur die Differenzen von Studiengängen und -orten, sondern auch die unüberschaubare Fülle an Daten und Informationen im grenzenlos erscheinenden Internet machen einfach verständliche, komplexitätsreduzierte und vergleichende Angebote wie Rankings für Studieninteressierte grundsätzlich interessant. Als Alternative zu Rankings, wie dem des CHE bedarf es folglich eines zentralen Angebots mit Informationen zu Soziologie und Soziologiestudium aus der soziologischen Gemeinschaft – seit September 2014 ist die von der DGS gestaltete Internetseite www.studium.org/soziologie online.

Bereits früher online ging das Informationsangebot www.sozioogie-studieren.de. Basierend auf den Erkenntnissen dieses Beitrags wurden hier Informationen über Soziologie und das Soziologiestudium im Bachelor an öffentlichen Universitäten in Deutschland zusammengestellt. Für dieses Online-Angebot haben überwiegend die Studierenden knappe Texte zum Soziologiestudium, zu Studienzielen, zu Anforderungen an Soziologiestudierende, zur Informationssuche, zu Berufsperspektiven für Absolvent(inn)en der Soziologie, zu Studienorten in Deutschland und zur Soziologie erstellt. Die Zusammenfassung »Was ist Soziologie?« wird ergänzt durch kurze Darstellungen der soziologischen Teilbereiche (z. B. Organisations- und Wissenschaftssoziologie) und Einführungen zur Bedeutung von Theorien und Methoden der empirischen Sozialforschung in der Soziologie als Wissenschaft. Zudem bietet die Internetseite eine an soziologischen Teilbereichen orientierte Suche nach Studienorten, an denen Soziologie im Bachelor als Haupt- und/oder Kernfach angeboten wird (siehe Menüpunkt »Suche Soziologie Studienorte«). Dafür wurden alle Professorinnen und Professoren an 42 Universitäten in Deutschland, an denen Soziologie im Bachelor als Haupt- bzw. Kernfach studiert werden kann, klassifiziert (Schneiderberg 2014). Die Seite www.sozioogie-studieren.de informiert zwar nicht umfassend über Soziologie als Disziplin und über sämtliche Studienmöglichkeiten der Soziologie, doch www.sozioogie-studieren.de gibt als Kontrastfolie Antworten auf die Frage, welche wesentlichen Informationen Rankings Studieninteressierten als erklärter Zielgruppe vorenthalten.

Literatur

- Akkreditierungsrat 2013: Regeln für die Akkreditierung von Studiengängen und für die Systemakkreditierung. 8.12.2009 i. d. F. vom 20.2.2013, Bonn.
- Bateson, G. 1985 [1972]: Steps to an Ecology of Mind. 13. Aufl. San Francisco: Chandler.
- Becher, T. 1989: Academic Tribes and Territories. Intellectual Enquiry and the Cultures of Disciplines. Milton Keynes: Society for Research into Higher Education & Open University Press.
- Beck, K. 2010: Soziologie der Online-Kommunikation. W. Schweiger, K. Beck (Hg.), Handbuch Online-Kommunikation. Wiesbaden: VS, 15–35.
- Beerckens, M., Dill, D. 2010: The CHE University Ranking in Germany. D. Dill, M. Beerckens (Hg.), Public Policy for Academic Quality Analyses of Innovative Policy Instruments. Dordrecht: Springer, 61–82.
- Bentele, G., Beck, K. 1994: Information – Kommunikation – Massenkommunikation: Grundbegriffe und Modelle der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In O. Jarren (Hg.), Medien und Journalismus. Eine Einführung. Band 1. Opladen: Westdeutscher Verlag, 16–50.
- Blättel-Mink, B., Briken K. 2008: Soziologie zwischen Marktgängigkeit und Kritik. Eine Einführung. In B. Blättel-Mink, K. Briken, A. Drinkuth, P. Wassermann (Hg.), Beratung als Reflexion. Perspektiven einer kritischen Berufspraxis für Soziolog/inn/en. Berlin: sigma, 9–22.
- Bögelein, N., Serrano-Velarde, K. 2012: Qualitative Methodenlehre in Zeiten der Modularisierung. Einführung eines anwendungsorientierten Lehrkonzeptes für die Sozialwissenschaften. Forum Qualitative Sozialforschung, 13. Jg., Heft 2, Art. 9, www.qualitative-research.net/index.php/fqsr/printFriendly/1773/3350 (letzter Aufruf 30.6.2014).
- Briggs, S. 2006: An exploratory study of the factors influencing undergraduate student choice: the case of higher education in Scotland. Studies in Higher Education, 31. Jg., Heft 6, 705–722.
- Brüderl, J. 2006: Wie gestaltet man soziologische Bachelor- und Master-Studiengänge? Soziologie, 35. Jg., Heft 4, 462–467.
- Clarke, M. 2007: The Impact of Higher Education Rankings on Student Access, Choice, and Opportunity. Higher Education in Europe, 32. Jg., Heft 1, 59–70.
- DGS – Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2005: Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zur Ausgestaltung soziologischer Bachelor- und Master-Studiengänge, www.sozioologie.de/uploads/media/BA-MA-Studienempfehlungen-DRUCKF-051212.pdf (letzter Aufruf 7.10.2014).
- DGS – Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2012: Wissenschaftliche Evaluation ja – CHE-Ranking nein. Methodische Probleme und politische Implikationen des CHE-Hochschulrankings. Stellungnahme der DGS zum CHE-Ranking (Langfassung), www.sozioologie.de/uploads/media/Stellungnahme_DGS_zum_CHE-Ranking_Langfassung.pdf (letzter Aufruf 30.6.2014).

- Froschauer, U. 2009: Artefaktanalyse. In S. Kühl, P. Strodtholz, A. Taffertshofer (Hg.), *Handbuch der Organisationsforschung*. Wiesbaden: VS, 326-347.
- Gläser, J., Laudel, G. 2009: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. 3. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Hammerich, K. 2006: Soziologie in deutschen Bachelor- und Masterstudiengängen: Ein Restprogramm? In B. Franke, K. Hammerich (Hg.), *Soziologie an deutschen Universitäten*. Wiesbaden: VS, 135–151.
- Hazelkorn, E. 2011: *Rankings and the Reshaping of Higher Education: The Battle for World-Class Excellence*. New York: Palgrave.
- Heine, C., Willich, J., Schneider, H. 2010: Informationsverhalten und Entscheidungsfindung bei der Studien- und Berufswahl. Studienberechtigte 2008 ein halbes Jahr vor dem Erwerb der Hochschulreife. HIS: *Forum Hochschule* 1/2010.
- Helbig, M., Ulbricht, L. 2010: Perfekte Passung: Finden die besten Hochschulen die besten Studenten? In M. Verbeet, S. Trepte (Hg.), *Allgemeinbildung in Deutschland Erkenntnisse aus dem SPIEGEL-Studentenpisa-Test*. Wiesbaden: VS, 107–118.
- HRK – Hochschulrektorenkonferenz 2006: *Standards und Leitlinien für die Qualitätssicherung im Europäischen Hochschulraum. Beiträge zur Hochschulpolitik* 9/2006.
- Hornbostel, S. 2001: Der Studienführer des CHE – ein multidimensionales Ranking. In U. Engel (Hg.), *Hochschul-Ranking. Zur Qualitätsbewertung von Studium und Lehre*. Frankfurt am Main: Campus, 83–120.
- Huinink, J. 2001: *Orientierung. Soziologie. Was sie kann, was sie will*. Reinbek: Rowohlt.
- Joas, H. (Hg.) 2006: *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Kultusministerkonferenz 2010: *Ländergemeinsame Strukturvorgaben für die Akkreditierung von Bachelor- und Masterstudiengängen. Beschluss vom 10. 10. 2003 i. d. F. vom 4.2.2010*, www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/2003/2003_10_10-Laendergemeinsame-Strukturvorgaben.pdf. (letzter Aufruf 21.05.2014).
- Kühl, S., Tacke, V. 2004: Organisationssoziologie für die Praxis? Zur Produktion und Lehre eines Wissens, das sich gegen seine Verwendung sträubt. In B. Blättel-Mink, I. Katz (Hg.), *Soziologie als Beruf? Soziologische Beratung zwischen Wissenschaft und Praxis*. Wiesbaden: VS, 67–82.
- Lamnek, S. 1993: Zur Professionalisierung der Soziologie in Deutschland. In S. Lamnek (Hg.), *Soziologie als Beruf in Europa. Ausbildung und Professionalisierung von Soziologinnen und Soziologen im europäischen Vergleich*. Berlin: sigma, 13–53.
- Langer, P., Steinhardt, I. 2013: *Studentische Leitbilder*, <http://www.fb03.uni-frankfurt.de/48192240/Studentische-Leitbilder.pdf> (letzter Aufruf 7.7.2014).
- Lepsius, M. R. 1961: *Denkschrift zur Lage der Soziologie und der politischen Wissenschaft*. Verfasst im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Wiesbaden: Steiner.

- Liebeskind, U., Ludwig-Mayerhofer, W. 2005: Auf der Suche nach der Wunsch-Universität – im Stich gelassen. *Soziologie*, 34. Jg., Heft 4, 442–462.
- Maletzke, G. 1963: *Psychologie der Massenkommunikation*. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.
- March, J. 1981: Footnotes to Organizational Change. *Administrative Science Quarterly*, 26. Jg., Heft 4, 563–577.
- Mills, M., van de Bunt, G. G., de Bruijn, J. 2006: Comparative Research: Persistent Problems and Promising Solutions. *International Sociology*, 21. Jg., Heft 5, 619–631.
- Oehler, C., Solle, C. 1995: Die Lehrgestalt der Soziologie in anderen Studiengängen. Kassel: WZ1 Universität Kassel (Werkstattberichte Bd. 48).
- Ortenburger, A. 2013: Beratung von Bachelorstudierenden in Studium und Alltag. Ergebnisse einer HISBUS-Befragung zu Schwierigkeiten und Problemlagen von Studierenden und zur Wahrnehmung, Nutzung und Bewertung von Beratungsangeboten. *HIS: Forum Hochschule* 3/2013.
- Ramm, M., Multrus, F., Bargel, T. 2011: Studiensituation und studentische Orientierungen. 11. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen (Langfassung), herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin.
- Rudinger, G., Hörsch, K. 2009 (Hg.): *Self-Assessments an Hochschulen: von der Studienwahl zur Profilbildung*. Göttingen: V&R-Unipress.
- Schirmer, W. 2003: Was können Soziologen, was andere nicht können? *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 26. Jg., 241–253.
- Schneijderberg, C. 2014: Kategorienbildung: ein Ordnungsversuch der Soziologie und ihrer Teilbereiche, http://www.hochschulforschung.uni-kassel.de/soziologie-studium/htm/Schneijderberg_2014_Kategoriebildung_Teilbereiche_Soziologie.pdf (letzter Aufruf 07.07.2014).
- Schneijderberg, C., Merkator, N., Teichler, U., Kehm, B. M. (Hg.) 2013: *Verwaltung war gestern? Neue Hochschulprofessionen und die Gestaltung von Studium und Lehre*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schneijderberg, C., Steinhardt, I. 2010: Was steht noch zur Wahl? Wahlmöglichkeiten im Studium nach der Bologna-Umstellung. Eine empirische Untersuchung der politikwissenschaftlichen Bachelor-Studiengänge in Deutschland und der Schweiz. *Das Hochschulwesen*, 58. Jg., H. 3, 74–81.
- Schulz, W. 2009: *Kommunikationsprozess*. E. Noelle-Neumann, W. Schulz, J. Wilke (Hg.), *Fischer-Lexikon Publizistik Massenkommunikation*. Frankfurt am Main: Fischer, 153–182.
- Schweiger, W. 2010: Informationsnutzung online: Informationssuche, Selektion, Rezeption und Usability von Online-Medien. In W. Schweiger, K. Beck (Hg.), *Handbuch Online-Kommunikation*. Wiesbaden: VS, 184–210.
- Smelser, N. J. 1998: The Rational and the Ambivalent in the Social Sciences. *American Sociological Review*, 63. Jg., 1–16.

- Smelser 2003: On Comparative Analysis, Interdisciplinarity and Internationalization in Sociology. *International Sociology*, 18. Jg., Heft 4, 643–657.
- Spangenberg, H., Willich, J. 2013: Zum Einfluss des Entscheidungs- und Informationsverhaltens auf die Studienaufnahme. In J. Asdonk, S. U. Kuhnen, P. Bornkessel (Hg.), *Von der Schule zur Hochschule: Analysen, Konzeptionen und Gestaltungsperspektiven des Übergangs*. Waxmann: Münster, 167–178.
- Statistisches Bundesamt 2014: *Bildung und Kultur. Nichtmonetäre hochschulstatistische Kennzahlen*. Fachserie 11, Reihe 4.3.1.
- Taylor, A. 2012: A study of the information search behaviour of the millennial generation. *Information Research*, 17(1), paper 508, <http://informationr.net/ir/17-1/paper508.html> (letzter Aufruf 23.5.2014).
- Whitley, R. 1984: *The Intellectual and Social Organization of the Sciences*. Oxford: University of Oxford Press.
- Wolff, S. 2000: Dokumenten- und Aktenanalyse. U. Flick, E. von Kardorff, I. Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, 502–513.
- Willich, J., Buck, D., Heine, C., Sommer, D. 2011: Studienanfänger im Wintersemester 2009/10. Wege zum Studium, Studien- und Hochschulwahl, Situation bei Studienbeginn. *HIS: Forum Hochschule* 6/2011.
- Willke, H. 2004: *Einführung in das systemische Wissensmanagement*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Witte, J., Sandfuchs, G. 2013: Transparenz für Studienanfänger: Internetdarstellungen von Bachelorstudiengängen. In J. Asdonk, S. U. Kuhnen, P. Bornkessel (Hg.), *Von der Schule zur Hochschule: Analysen, Konzeptionen und Gestaltungsperspektiven des Übergangs*. Münster: Waxmann, 179–195.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Dipl.-Soz. Jochen Baumann, Berlin
Dipl.-Soz.tech. Nils Becker, Berlin
Dr. Birgit Behrens, Osnabrück
Ulrike Bergner, M.A., Halle an der Saale
Frank Borchers, M.A., Siegen
Julia Christine Borowsky, M.A., Bremen
Christine Buchwald, Koblenz
Christoph T. Burmeister, M.A., Frankfurt an der Oder
Michael Eggert, M.A., Aachen
Dr. Dennis Eversberg, Jena
Dipl. Soz.-Päd. Sascha Facius, Berlin
Rudolf Farys, München
Daniel Felscher, M.A., Berlin
Dr. Jakob Fruchtman, Magdeburg
Sabine Gabriel, Lutherstadt Wittenberg
Nina Hossain, M.A., Marburg
Prof. Dr. Michael Hutter, Berlin
Nora Iranee, Frankfurt am Main
Heiko Kirschner, M.A., Dortmund
Matthias Klaes, M.A., Augsburg
Dr. Sebastian Koos, Mannheim
Dr. Mike Laufenberg, Berlin
Dr. Uli Meyer, Berlin
Christin Neumann, M.A., Vechta
Debora Niermann, M.A., Freiburg
Dipl. Soz.-Wiss. Marcus Nolden, Chemnitz
Dipl.-Psych. Gustav Roßler, Berlin
Jonas Rüppel, Frankfurt am Main
Oliver Schemmer, Wuppertal
Dr. des. Dominik Schreiber, Mannheim
Dr. Sarah Speck, Darmstadt
Jan Philipp Starcke, M.A., Wuppertal
Dr. Cathleen M. Stützer, Dresden

PD Dr. Nikola Tietze, Hamburg
Moritz von Stetten, M.A., Köln
Jule Elena Westerheide, M.A., Duisburg

Neue studentische Mitglieder

Sylvana Beinemann, Memmingen
Luise Burkhardt, Berlin
Susanne Maßmann, Berlin
Tobias Raff, Rottweil
Marco Miguel Valero Sanchez, Göttingen
Malou Windeler, Berlin

Austritte

Johannes Angermüller, Coventry
Mirko Bialas, München
Dr. Kendra Briken, Bremen
Julia Dupont, Mannheim
Dr. Josef Eckert, Köln
Prof. Dr. Jürgen Fijalkowski, Berlin
Silke Frischmuth, Göttingen
Claudia Frost, Dresden
Cinur Ghaderi, Düsseldorf
Linda Gorges, Aschersleben
Anja Grauenhorst, Köln
Dr. Simone Helmle, Stuttgart
Katrin Hochheiser, Zeitz
Dr. Gabriele Holland, Augsburg
Matthias Klöppner, Bremen
Prof. Dr. Hermann-Anders Korte, Münster
Dr. Werner Meinefeld, Erlangen
Annemarie Muschik, Germering
Prof. Dr. Stefan Müller-Doohm, Oldenburg
Dr. Klaus Pforr, Mannheim
Dr. Ulrike Sattel, Hagen

Matthias Schlecht, Köln
Tobias Schmidt, Frankfurt am Main
Dr. Martin Schönberg, Berlin
Jenny Seltz, Ilvesheim
Dr. Dierk Spreen, Berlin
Prof. Dr. Gökce Yurdakul, Berlin

Verstorben

Prof. Dr. Gottfried Eisermann, Bonn
Prof. Dr. Dieter Goetze, Regensburg
Prof. Dr. Dr. h.c. M. Rainer Lepsius

Sektion Familiensoziologie

Die Sektion war beim DGS-Kongress 2014 in Trier mit zwei Veranstaltungen vertreten.

In der ersten, von *Matthias Pollmann-Schult* (Berlin) und *Johannes Stauder* (Heidelberg) organisierten und inhaltlich offen gehaltenen Veranstaltung wurden aktuelle Projekte familiensoziologischer Forschung vorgestellt. Im ersten Vortrag berichtete *Aleksandar Yankov* (Düsseldorf) über eine Paneluntersuchung von Paaren in den ersten beiden Beziehungsjahren. Während für die Beziehungszufriedenheit von Frauen an erster Stelle die Vermittlung eines Gefühls der Sicherheit und Dauerhaftigkeit steht, hat bei Männern die physische Attraktivität ihrer Partnerin den stärksten Einfluss auf die Beziehungszufriedenheit. *Ingmar Rapp* (Heidelberg) analysierte die Verpartnerungschance im mittleren und höheren Erwachsenenalter. Verpartnerungen sind auch im mittleren und höheren Erwachsenenalter nicht allzu selten. Im Ergebnis zeigten sich große Geschlechterunterschiede aber nur geringe Kohortenunterschiede der Verpartnerungschance; außerdem scheint das Bildungsniveau im höheren Erwachsenenalter wichtiger zu werden. *Thordis Reimer* und *Björn Andernach* (Bielefeld) untersuchten, ob das Elterngeld für Väter zu einer Aktivierung der Väter für die Kinderbetreuung geführt hat. Sie fanden zwar keinen direkten Einfluss des Elterngeldes auf die mittleren väterlichen Betreuungszeiten, wohl aber einen deutlichen Zusammenhang zwischen der Dauer genutzter Elternzeiten von Vätern und ihrer Zeit für Kinder nach Ablauf der Elternmonate. Der Vortrag von *Michael Grätz* (Florenz) thematisierte die Investitionen von Eltern in ihre Kinder nach einer Trennung. Durch ein family-fixed-effects-Modell isolierte er dabei den Einfluss einer Trennung auf das elterliche Engagement in die Erziehung ihrer Kinder von Selektionseinflüssen, die sowohl zur Trennung der Eltern als auch zu geringen Investitionen geführt haben können. Er zeigte, dass (nur) die Trennung vom Vater in einer Reduktion des väterlichen Engagements resultiert. Dies gilt aber nur für Familien mit einem niedrigen Bildungshintergrund der Eltern. Die Session schloss mit einer qualitativen Analyse von *Matthias Eutenauer* und *Frank Mütcher* (Dortmund) zu den Einflüssen familialer Übergänge auf die alltäglichen Familienkonzepte ihrer Befragten. Die Befragten reflektieren ihre Arbeitsteilung in der Partnerschaft nach dem Übergang in die Elternschaft überwiegend im Kontext kind- bzw. familienzentrierter Gesamtentwürfe von Familie. Dabei scheinen eher Ideen von einer guten Kindheit bzw. einem guten Familienleben im Vordergrund zu stehen und weniger

Vorstellungen von Geschlechtergerechtigkeit. Die Session endete mit einer Mitgliederversammlung der Sektion.

Johannes Stauder und Matthias Pollmann-Schult

Am Mittwochnachmittag folgte – in Kooperation mit der Sektion Soziologische Netzwerkforschung – eine Veranstaltung zum Thema »Familie und Soziale Netzwerke«, die von *Anja Steinbach* (Duisburg-Essen) und *Marina Hennig* (Mainz) organisiert wurde. In einem ersten Vortrag stellte *Tom Töpfer* (Hamburg) heraus, dass der Übergang in eine Partnerschaft eine zentrale Statuspassage darstellt, die mit umfassenden Restrukturierungen der Lebenssituation – auch der sozialen Einbettung – verbunden ist. Sein Vortrag fokussierte in diesem Zusammenhang auf zwei Fragen: a) Wie verändern sich soziale Netzwerke junger Erwachsener beim Übergang in Partnerschaft? b) Welche Mechanismen und Einflussfaktoren erklären intra- und interindividuell unterschiedliche Netzwerkdynamiken? Seine empirischen Analysen basierten auf qualitativen Längsschnittdaten von 24 Interviews des SFB 333 »Entwicklungsperspektiven von Arbeit«. Im Ergebnis zeigten sich vier zentrale Muster der Netzwerkdynamik beim Übergang in eine Partnerschaft. Danach wurde auf einige Mechanismen eingegangen, die inter- und intraindividuelle Unterschiede von Netzwerkveränderungen erklären. *Marc Szydlak*, *Bettina Insegard* und *Ronny König* (Zürich) stellten in ihrem Vortrag die Frage, inwiefern Familien heutzutage als soziale Netzwerke begriffen werden können, insbesondere dann, wenn die Angehörigen nicht (mehr) im selben Haushalt leben. Die empirischen Befunde für 14 europäische Länder basierten auf dem *Survey of Health, Ageing, and Retirement in Europe* (SHARE). Sie belegen, dass auch jenseits von Haushaltsgrenzen ein großes Maß an sozialer Verbundenheit existiert. Vor allem Eltern und (erwachsene) Kinder übernehmen Verantwortung füreinander und tauschen Hilfeleistungen in Form von Zeit und Geld. Andere Verwandtschaftsbeziehungen und Nichtverwandte sind für soziale Unterstützungsleistungen ebenfalls relevant, aber im Vergleich zu den Familienmitgliedern weniger ausgeprägt. Im Vortrag von *Christine Philippsen* (Köln) ging es um Unterstützungsleistungen innerhalb der Gemeinschaft von Wohnprojekten als eine Form von Wahlverwandtschaft. In einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt schließen sich ca. 20 bis 30 Haushalte zu einer (Wohn-)Gruppe zusammen. Wichtige Motive für das gemeinschaftliche Wohnen sind gegenseitige Hilfeleistungen im Alltag, die Verhinderung von Einsamkeit, das Erleben von Verbundenheit sowie gemeinsame Freizeitgestaltung. Wie gestaltet sich das Zusammenleben im Wohnprojekt?

Wie eng sind die sozialen Beziehungen unter den Bewohnern? Welche Arten sozialer Unterstützung werden ausgetauscht? Um diese Fragen zu beantworten, wurden Gesamtnetzwerke in fünf Mehrgenerationenwohnprojekten erhoben. Die Ergebnisse zeigen, dass sich zwar Freundschaften bilden; aber eher selektiv zu wenigen Bewohnern. Primär wird aufgrund der räumlichen Nähe instrumentelle Hilfe geleistet, wobei der emotionalen Bindung an die Gruppe größere Bedeutung zukommt. Auch im Vortrag von *Julia Habmann* (Vechta) ging es um das Thema Wahlverwandtschaft. Anhand qualitativer Interviews mit Personen über 50 Jahren wurde gezeigt, dass Familien der Wahl in verschiedenen Ausprägungen gelebt werden, insbesondere dann, wenn Personen alleinlebend sind bzw. lange Phasen des Alleinlebens erlebt haben. Der Vortrag beleuchtete daher, inwiefern Sorgen um mögliche Versorgungsengpässe bei derzeit älteren Personen, die ohne oder in Entfernung von klassischen Familienformen leben, angemessen sind. Zudem machte er deutlich, dass die netzwerkanalytische Perspektive um familiensoziologische Fragestellungen erweitert werden muss, um einerseits die Familienkonstruktionen als diverse Formen der Vergemeinschaftung angemessen verstehen und erklären und andererseits die Auswirkungen auf soziale (Unterstützungs-)Netzwerke abbilden zu können. *Daniela Klaus* (Berlin) und *Sebastian Schnettler* (Konstanz) beschäftigten sich in ihrem Vortrag mit den individuellen Folgen von Kinderlosigkeit für die Größe von Unterstützungsnetzwerken. Dazu wurde die Längsschnittstichprobe des Deutschen Alterssurveys (DEAS, 1996–2011) verwendet, die Personen ab dem 40. Lebensjahr enthält. Erste Befunde bestätigen, dass die Netzwerke Kinderloser signifikant kleiner sind als die Netzwerke der Befragten mit Kindern. Dabei geben Kinderlose signifikant mehr Freundschaftsbeziehungen sowie Beziehungen zu Seitenverwandten an. Damit deutet sich an, dass Kinderlose zumindest teilweise in der Lage sind, nicht existierende Kinder und damit auch Enkelkinder durch alternative Beziehungspersonen zu ersetzen. Weiterhin belegen die Analysen, dass die Größe der Netzwerke im Verlauf der zweiten Lebenshälfte bei Kinderlosen stärker abnimmt als bei Eltern. Relevant sind diese Befunde insbesondere deshalb, weil der Anteil älterer Menschen ohne Kinder in naher Zukunft ansteigen wird.

Anja Steinbach und Marina Hennig

Sektion Soziologische Netzwerkforschung

Jahresbericht 2013 und 2014

Als Querschnittssektion, die sich zum Ziel gesetzt hat, das Netzwerkparadigma zu stärken und aus soziologischer Perspektive weiterzuentwickeln, haben wir Kontakte zu Institutionen außerhalb der Universitäten, anderen speziellen Soziologien und Fächern aufgebaut, mit denen die Sektion Netzwerkforschung in vielfältiger Weise zusammenarbeitet.

So wurde die Herbsttagung 2013 zusammen mit der Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie der DGS und der Fachgruppe Soziologie der Medienkommunikation der DGPK an der Universität Trier organisiert. Das Thema lautete »Soziologische Netzwerkforschung im digitalen Zeitalter«. Das Spektrum der Vorträge innerhalb des Themengebietes war ziemlich weit – von der Selbstvermessung zur Optimierung des Körpers, über forschungsmethodische Betrachtungen bis hin zu Fragen der Forschungsethik fächerte sich das Thema auf. Die Tagung hatte 16 Vorträge und etwa 45 Teilnehmer. Die Tagung wurde in Trier von Michael Kronenwett organisiert. Nähere Hinweise hierzu, sowie die Abstracts finden sich hier: <https://sites.google.com/site/soziologischenetzwerkforschung/herbsttagung-2013-1>.

Aus einer Kooperation mit der Wirtschafts- und Sozialgeographie ergab sich der Plan einer gemeinsamen Organisation einer Fachsitzung auf dem Geographentag (2. bis 8. Oktober 2013) in Passau. Da die Anzahl der Einreichungen so groß war, dass eine größere Zahl an guten Beiträgen nicht aufgenommen werden konnte, wurden daraus zwei Fachsitzungen mit insgesamt acht Beiträgen. Die gute Erfahrung aus dieser Kooperation schlug sich in der Organisation einer großen Tagung im Frühjahr 2014 nieder. (Nähere Informationen über die einzelnen Beiträge und deren Abstracts finden sich hier: www.geographentag.uni-passau.de/index.php?id=339, www.geographentag.uni-passau.de/index.php?id=666).

Diese Zusammenarbeit mit dem Wirtschaftsgeographen und Netzwerkforscher Johannes Glückler vom Geographischen Institut der Universität Heidelberg führte in Kooperation mit der Schader-Stiftung zur Organisation einer größeren Frühjahrstagung 2014 in Darmstadt. Die Tagung hatte den Titel »Dynamiken räumlicher Netzwerkstrukturen: Theorien und Anwendungen geographischer und soziologischer Netzwerkforschung«. Im Schader-Forum diskutierten am 12. und 13. Juni 2014 mehr als 120 Wissenschaftler und Praktiker unterschiedlicher Bereiche und Disziplinen die Möglich-

keiten netzwerkanalytischer Perspektiven. Die Inhalte waren vielfältig: Netzwerkforschung hilft beispielsweise aufzuklären, wie sich Innovationen in Unternehmen etablieren und warum in der Wirtschaft so eng zusammengearbeitet wird, wie die sozialen Grundlagen für die Entstehung und Diffusion von Technologie und deren Anwendung beschaffen sind oder warum die Stakeholderkonstellation kaum »vernünftige« nachhaltige Wirtschaft zulässt.

Die 40 Vorträge hielten Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen wie Geographie, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, Politologie und Informatik. Dabei wurde deutlich, dass die Gedankenwelt der vorwiegend aus der Soziologie stammenden Netzwerkforschung die Grenzen der verschiedenen Disziplinen durchlöchert hat. Die Grenzen lassen sich vor allem in der institutionellen Einbindung und den unterschiedlichen Karrierewegen ausmachen, viel seltener aber an den Forschungsthemen und den methodischen Zugängen.

Eine Podiumsdiskussion mit Praxisvertretern zeigte die Bedeutung der Forschung für die Praxis auf. Daran teilnahmen Franz Grubauer, Oberkirchenrat und zuständig für Statistik bei der Ev. Kirche Hessen-Nassau, Stefan Klingelhöfer, Personalchef der Lufthansa City Line und Rüdiger Feibel, Geschäftsführer eines Zusammenschlusses von zahlreichen mittelständischen Zahntechnikunternehmen. In der Diskussion wurde der Wert der Netzwerkforschung für die Praxis gezeigt. So hat die evangelische Kirche eine große Gemeindestudie in Auftrag gegeben, die zu verstehen hilft, wer mit wem über religiöse Inhalte spricht. In der City Line spielt die Netzwerkforschung u.a. bei der Nachfolgeplanung für Managerposten eine wichtige Rolle.

Die Tagung entsprang einer Zusammenarbeit der Soziologie der Goethe-Universität (Christian Stegbauer), der Wirtschaftsgeographie der Karls-Universität Heidelberg (Johannes Glückler) und der Schader-Stiftung in Darmstadt. Eine ausführliche Dokumentation findet sich hier: www.schaderstiftung.de/themen/kommunikation-und-kultur/fokus/netzwerkforschung/artikel/dynamiken-raeumlicher-netzwerkstrukturen/

Neben diesen, den Rand der Disziplin auslotenden und darüber hinausgehenden Aktivitäten beteiligte sich die Soziologische Netzwerkforschung auch an verschiedenen Teilveranstaltungen des DGS-Kongresses in Trier.

In der Sektionssitzung am 6. Oktober wurden aktuelle Entwicklungen der soziologischen Netzwerkforschung behandelt. Hier wurde an verschiedenen Beispielen die Integration der Netzwerkforschung in qualitative Forschungsparadigmen gezeigt. Einen weiteren Schwerpunkt bildeten wissenschaftssoziologische Fragestellungen. Ein Vortrag zeigte die Möglichkeit

neuerer Sichtweisen auf berufssoziologische Fragestellungen mit Hilfe der Netzwerkforschung. Außerdem wurde an einem Beispiel gezeigt, wie man die Grundlagen der Netzwerkforschung mit Hilfe von Experimenten ausloten kann. Die Organisation hiervon hatten Roger Häußling und Jan Fuhse übernommen.

Eine zweite Nachmittagssitzung kam in Kooperation mit der Sektion Familiensoziologie zustande. Die Veranstaltung hatte das Thema »Familie und Soziale Netzwerke« und wurde von Anja Steinbach und Marina Hennig organisiert. Ziel dieser Sitzung war es, die unterschiedlichen Perspektiven miteinander zu vereinbaren. Es wurden Fragen, wie die Veränderung sozialer Netzwerke von jungen Erwachsenen im Übergang zur Partnerschaft behandelt. Weitere Vorträge zeigten die Verbundenheit von Familien, auch nach Auszug der Kinder aus dem Haushalt auf oder beschäftigen sich mit Wahlverwandtschaften im Zuge der Etablierung von Wohnprojekten und der dort geleisteten sozialen Unterstützung. Ferner wurde in der Session aufgezeigt, dass es eine Reihe von Modellen zum Zusammenleben von älteren Menschen jenseits der traditionellen Familie gibt. Dies mag auch notwendig sein, da Kinderlose im Vergleich zu Menschen mit Kindern über viel weniger Beziehungen im Alter verfügen.

Neben diesen Veranstaltungen gab es eine Kooperationsveranstaltung mit der Sektion Gesundheits- und Medizinsoziologie unter dem Thema »Gesundheit und soziale Netzwerke«. Stärker theoretischen Themen widmete sich eine Ad-hoc Gruppe zur relationalen Soziologie zwischen Latour und White.

Neben diesen Tagungsveranstaltungen ist der Versuch getreten, im deutschsprachigen Raum eine Reihe mit Professional Workshops zu etablieren. Die Workshops dienen der Vorstellung von Methoden und Programmen zur Netzwerkanalyse. Der erste Workshop der Reihe fand am 26. und 27. März 2014 in Mainz mit Ulrik Brandes und Jürgen Nagel (Konstanz) zum Thema Visone statt. Bei Visone handelt es sich um eine Analyse- und Visualisierungssoftware für Netzwerkdaten. Am 25. und 26. November 2014 fand die zweite Veranstaltung in dieser Reihe statt. Jana Diesner (Champaign, Illinois) hielt diesen Workshop zum Thema Sprachnetzwerke. Im Zentrum stand die von ihr entwickelte Software »ConText«. Die Reihe wird von Marina Hennig (Mainz) und Christian Stegbauer (Frankfurt am Main) organisiert und soll fortgesetzt werden.

Neben diesen vielen inhaltlichen Themen, die laufend von der Sektion Soziologische Netzwerkforschung aufgegriffen werden, gab es auch organi-

satorische Veränderungen. Auf der Mitgliederversammlung nach der Sektionsveranstaltung des Trierer Soziologiekongresses fand die Neuwahl des Sprecherkreises statt. Gewählt wurden Silvia Keim, Markus Gamber, Jan Fuhse, Sören Petermann und Sebastian Schnettler. Die gewählten Vertreter haben Jan Fuhse zum neuen Sprecher der Sektion bestimmt. Damit findet in der 2008 als Arbeitsgruppe begonnenen und 2010 als Sektion etablierten Organisationseinheit der erste größere Wechsel statt. Bisherige Sprecherratsmitglieder waren Lothar Krempel, Betina Hollstein, Marina Hennig, Michael Kronenwett, Roger Häußling und Christian Stegbauer.

Christian Stegbauer

Sektion Wirtschaftssoziologie

Jahrestagung 2014 »Kapitalismus als Lebensform? Deutungsmuster, Legitimation und Kritik in der Marktgesellschaft« am 26. und 27. Juni 2014 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Ausgangspunkt der Tagung, die in Kooperation mit dem Exzellenzcluster »Normative Ordnungen« veranstaltet wurde, war die Frage, inwieweit Prozesse der Vermarktlichung von einem korrespondierenden Wandel kultureller Deutungsmuster und lebensweltlicher Praktiken begleitet werden. Während Ökonomisierung bereits intensiv als institutioneller Wandlungsprozess untersucht wurde, ist die kulturelle und diskursive Dimension solcher Prozesse bisher unterbelichtet.

Daher war es das vom Vorstand der Sektion und den lokalen Organisatoren Patrick Sachweh von der Goethe-Universität und Sascha Münlich von der Universität Göttingen geteilte Anliegen, Kolleginnen und Kollegen aus sehr verschiedenen empirischen Arbeitsfeldern zusammenzubringen, die in ihrer Arbeit auf kulturelle Aspekte der Ökonomisierung schauen. Rund 30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer hörten im Laufe der zweitägigen Tagung elf Vorträge, die aus knapp vierzig eingereichten Vorschlägen ausgewählt worden waren.

Auftakt und Denkanstoß der Tagung lieferte ein Vortrag von *Hans-Peter Müller* (Berlin). Ausgehend von Max Weber fragte er nach der Lebensführung im Kapitalismus als der »schicksalsvollsten Macht« des modernen Lebens. Er wies auf die Bedeutung unlösbarer Widersprüche in den kulturellen

Praktiken moderner Gesellschaften hin, sowie auf den von Weber formulierten Anspruch an den modernen Menschen, seine historisch gewonnene Freiheit nicht durch widerstandslose Hingabe an eine wirtschaftliche Ordnung sogleich wieder preiszugeben.

Im ersten regulären Vortrag der Tagung präsentierten *Andreas Häberle* und *Sylvia Hils* (Bremen) Ergebnisse aus ihrer gemeinsam mit Karin Gottschall entwickelten Forschung zu Deutungsmustern von Ökonomisierung im öffentlichen Dienst. Dabei diagnostizieren sie die positive Übernahme von Dienstleistungsidentitäten, z.B. bei den Entsorgungsbetrieben, aber ihre deutliche Ablehnung, etwa bei der Polizei. Staat und Markt als berufliche Deutungsmuster müssen in sehr verschiedenen Mischverhältnissen analysiert werden. Dies deckt sich auch mit den Ergebnissen von *Maria Dammayr* und *Doris Graß* (Linz), die in ihrer Forschung den Wandel beruflicher Identitäten im Bereich der Pflege und der schulischen Bildungsarbeit untersuchen. Gerade in früher eher marktberuhigten Bereichen stehen Effizienzanforderungen häufig in fortgesetzter Spannung zu den etablierten Berufsnormen.

Greta Wagner (Frankfurt am Main) beschäftigt sich mit dem wachsenden Konsum von Präparaten zum »Neuroenhancement« unter jungen Studierenden. Sie diagnostiziert dabei nicht etwa eine Entstehung von drogenorientierten Parallelwelten, sondern beobachtet, dass Drogen wie Ritalin ganz rational und kalkuliert zur Steigerung der Konzentrationsfähigkeit in hohen Belastungszeiten eingenommen werden, nach einem festen Arbeitsplan und mit dem Ziel der Maximierung der Freizeit. Es geht gerade nicht um den Ausstieg, sondern um die bessere Bewältigung des Karrieredrucks. *Kai Dröge* und *Olivier Voirol* (Frankfurt am Main) berichteten aus ihrer Arbeit zu Online-Dating-Portalen. Interessanterweise findet sich dort eben trotz aller Rationalisierung keine vollständige Kommodifizierung von Liebesbeziehungen, sondern diese Portale leben davon, dass dort ständig emotionale Erfahrungswelten von den Beteiligten selbst inszeniert werden. Hier zeigt sich eine beachtliche Widerständigkeit der Beteiligten gegen ihren Konsumentenstatus.

Ein längerer Abschnitt des Workshops war besonderen Formen der Marktwirtschaft gewidmet. So berichtete *Birgit Blättel-Mink* (Frankfurt am Main) gemeinsam mit zwei ihrer Studierenden über ein Forschungsprojekt zu solidarischen Formen der Landwirtschaft. Dabei zeigten sie primär an Befragung der Beteiligten und öffentlichen Diskursen zu solidarisch finanzierten Formen der Landwirtschaft, dass marktkritische Lebensstile mit den Logiken von Effizienz und Wettbewerb zumindest im kleinen Rahmen in innovativen Projekten versöhnt werden können.

Die Frage nach der Umarmung der Kapitalismuskritik war auch der Ausgangspunkt für ein Forschungsprojekt von *Christoph Henning* und *Patricia Holder* (St. Gallen). In qualitativen Interviews haben diese jüngere und etablierte Künstler gefragt, wie sie im z.T. sehr erfolgreichen Umgang mit ökonomischen Zwängen der »Selbstvermarktung« einen gesellschaftskritischen Standpunkt aufrechterhalten können bzw. wollen. Dabei decken Henning und Holder interessante Vermittlungsstrategien auf. Kunstschaffende unterscheiden deutlich zwischen Phasen oder Räumen, in denen die freie Kreativität sich Bahn brechen darf, und den unternehmerischen Rollen, die sie – häufig gar nicht nur ablehnend – zu erfüllen imstande sind. Der neue Geist des Kapitalismus bedeutet demnach nicht das Ende der Künstlerkritik. *Nina Baur* und *Lars Meier* aus Berlin schließlich präsentierten erste Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt zu kleinen Friseurläden in verschiedenen deutschen und englischen Städten. Dabei betonten Sie die Resilienz lokaler Lebensformen gegenüber Vermarktlichungstendenzen.

Der letzte Abschnitt der Tagung widmete sich schließlich der öffentlichen Kapitalismuskritik. *Lisa Suckert* (Bamberg) präsentierte ein laufendes Forschungsprojekt, das mit diskursanalytischen Methoden die Pressestatements von Gewerkschaften und ATTAC in den 2000er Jahren auswertet. Dabei diagnostiziert sie eine Verschiebung der Kapitalismuskritik von Fragen der sozialen Gerechtigkeit Mitte der 2000er Jahre hin zu einer systemischen Kritik seit der Finanzkrise seit 2008. *Saskia Freye* (Bochum) stellte ein Forschungsprojekt vor, das sich aus historisch-vergleichender Perspektive mit der rechtlichen Haftung von Managern beschäftigt. Dabei zeigt sie, dass alte Rechtsnormen, die im organisierten Nachkriegskapitalismus keine Rolle spielten, im Shareholder Value wieder an Bedeutung gewinnen können.

Die Sektionstagung wurde mit einer Podiumsdiskussion abgerundet, an der *Sighard Neckel* (Frankfurt am Main), *Christine Wimbauer* (Tübingen), *Jürgen Beyer* (Hamburg) und *Klaus Kraemer* (Graz) teilnahmen. Dabei zeigten sich unter anderem zwei wesentliche Erkenntnisse: Erstens, es ist problematisch, zwischen Kapitalismus als einer institutionellen Ordnung und verschiedenen damit besser oder schlechter zu vereinbarenden kulturellen Lebensformen zu unterscheiden. Widerstand und vollständige Anpassung an das »stahlharte Gehäuse« scheinen immer wieder in komplexen Deutungsmustern und Lebensformen zusammenzufließen. Es ist daher auch nicht plausibel, dem Kapitalismus eine bestimmte Lebensform oder einen spezifischen Kulturgehalt zuzuschreiben. Bereiche wie Fürsorge, Kreativität, Liebe und Sozialkritik lassen sich nur bedingt marktförmig erschließen. Und auch innerhalb

der Wirtschaft lässt sich eine Menge von sehr verschiedenen Handlungstypen beobachten, wie etwa Unternehmer, Investoren, Händler oder Konsumenten.

Und zweitens gibt es keine soziologische Theorie des modernen Kapitalismus, die nicht nur idealtypisch Fluchtpunkte der Konvergenz beschreibt (etwa G-W-G'), sondern die der Vielfalt verschiedener Handlungsweisen auf Märkten und ihrer kulturellen Imprägnierung gerecht würde. Wann und warum tauchen welche Lebensformen in kapitalistischen Ökonomien auf oder verschwinden? Die Frage des Verhältnisses von Kultur und Kapitalismus war am Ende deutlicher reflektiert aber sicher nicht beantwortet.

Sascha Münnich

Arbeitskreis Interaktionsforschung

Tagungsbericht: Perspektiven der Interaktionsforschung

Der erste Workshop des Arbeitskreises Interaktionsforschung in der Sektion Wissenssoziologie (Sprecher: Olaf Kranz, Christian Meyer, Marion Müller, Rainer Schützeichel) fand am 4. und 5. Juli 2014 an der Universität Bielefeld statt.

Die beiden Eröffnungsvorträge widmeten sich der begrifflichen Konturierung des Begriffs sozialer Interaktion angesichts der Differenz von körperlicher Ko-Präsenz sensu Erving Goffman und medienvermittelter Kommunikation. *Marion Müller* (Trier) plädierte in ihrem Vortrag »Zur Unverzichtbarkeit von Interaktion« für eine Schärfung des Interaktionsbegriffs im Sinn eines soziologischen Grundbegriffs und für eine entfaltete Interaktionstheorie, um die damit bezeichneten Phänomene aus ihrer sachlich unverdienten Randlage im aktuellen soziologischen Diskurs zu befreien. Sie plädierte dafür, Interaktion von medienvermittelter Kommunikation zu unterscheiden, und zwar anhand des auf Goffman zurückgehenden Kriteriums einer durch körperliche Kopräsenz ermöglichten und in einem gemeinsamen Wahrnehmungsraum realisierten reflexiven sozialen Wahrnehmung der Interaktionspartner. Mit Blick auf bestimmte, an Interaktion gebundene organisationale Kontexte und auf funktionssystemspezifische Interaktionsordnungen stellte sie die These vom zunehmenden Bedeutungsverlust unmittelbarer sozialer Interaktionen infrage.

Christian Meyer (Siegen) sprach in seinem Vortrag »Die Analyse verkörperter situierter Aktivitäten – eine Forschungsrichtung zwischen Soziologie, Linguistik und Anthropologie« die zentrale Herausforderung der Interaktionssoziologie an, die eindrucksvollen Ergebnisse einer interdisziplinären empirischen Forschungslandschaft zu sequentiellen Abstimmungsprozessen, die soziale reflexive Wahrnehmung ebenso umgreifen wie medienvermittelte Kommunikation, mit Hilfe eines klar geschneiderten Begriffs der sozialen Interaktion theoretisch zu durchdringen. Dabei sollten aber hinsichtlich körperlicher Präsenz und geteilter Wahrnehmungsräume weniger a priori Annahmen gemacht und mehr Gradierungsspielraum hinsichtlich der Frage eingeräumt werden, unter welchen medialen Bedingungen sich die Interaktionsteilnehmer wechselseitig als anwesend behandeln.

Der Vortrag von *Ole Pütz* (Bielefeld) »Sitzungen, Meetings & Treffen: Zur Sequenzanalyse formaler Gespräche und ihrer Outcomes« stellte anhand empirischer Forschungen über Anti-Atom-Gruppen die Frage, wie die Entstehung von Entscheidungen in formalisierten Gesprächen sequenzanalytisch untersucht werden kann. Vor dem Hintergrund von Komplexität und Multithematisierung dieses Phänomens wurden Grenzen und Probleme der konversationsanalytischen Sequenzanalyse ebenso wie derjenigen der objektiven Hermeneutik diskutiert und Lösungsansätze vorgestellt.

Der Vortrag »Die situative Interaktionsordnung in sequenz- und konflikttheoretischer Perspektive: Sichtweisen dialogischer Semiotik im Kontext einer radikalen Mikrosoziologie« von *Michael Nguyen* (Darmstadt) plädierte mit Blick auf das Mikro-Makro-Verhältnis für einen methodologischen Situationismus, der die Analyse situativer Interaktionsordnungen im Kontext von Gesellschaft der Analyse der Entstehung sozialer Systeme aus individuellen Handlungen vorzieht, da Interaktionsordnungen die unmittelbare Struktur sozialen Lebens mit dem höchsten Grad an Normativität und Stabilität darstellen. Nguyen begründete diese methodologische Option mittels einer konflikttheoretischen Perspektive auf soziale Dialogizität in der Tradition von Michail Bachtin.

Tilman Sutter (Bielefeld) berichtete im Abendvortrag über Ergebnisse eines Forschungsprojektes über »Interaktionen im Internet«. Während technische Innovationen neue Formen der Kommunikation und Sozialität wie z.B. »Chats« ermöglichen, experimentiert die Gesellschaft mit Modi, sich dieses unvertraute Geschehen vertraut werden zu lassen und greift dafür insbesondere auf anthropomorphe Kategorien interpersonaler Kommuni-

kation bzw. auf einen romantischen, die wechselseitige Anwesenheit betonenden Interaktionsbegriff zurück. Sutter plädierte dagegen dafür, den Begriff der Interaktivität als Grundbegriff zu nutzen und anhand verschiedener medialer Bedingungen der Interaktivität soziale Interaktionen sensu Goffman als einen Sonderfall von Interaktivität zu bezeichnen.

Olaf Kranz (Regensburg) schlug in seinem Vortrag »Interaktionsformate als »Disciplines« am Beispiel der Krankenhausvisite: Kontexte der Disziplinierung und Identitäten im Netzwerk von Interaktionen« anhand von empirischen Untersuchungen von Chefarztvisiten vor, den Begriff der »Disciplines« aus der phänomenologischen Netzwerktheorie von Harrison White mit Hilfe des Begriffs des »Interaktionsformates« von Jürgen Markowitz zu operationalisieren. Zum einen wurde gezeigt, wie bestimmte Strukturkomponenten einfacher Sozialsysteme von Organisationen einerseits und von sozialen Netzwerken andererseits wie ein Medium jeweils für den eigenen Strukturaufbau »diszipliniert« und genutzt werden (Komplementärrolle vs. Personen-in-Beziehung). Zum anderen wurde vorgeschlagen, »disziplinierte Interaktionsformate« neben Personen als netzwerkfähige »Knoten« zu betrachten, so dass die bislang metaphorische Sprache von »Netzwerken sozialer Interaktionen« begrifflich schärfer akzentuiert werden kann.

Christoph Mautz (Münster) Vortrag »Potentiale und Probleme der Analysen der Multimodalität von Interaktion« plädierte für eine holistische, d.h., verbale und non-verbale Phänomene gleichermaßen integrierende Perspektive auf Interaktion. Die empirische Erforschung und theoretische Beschreibung der Multimodalität von Interaktion muss einerseits an den anhand von sprachlichen Interaktionen gebildeten Begriffen wie Bedeutung, Intentionalität, Normativität bzw. Konventionalität ansetzen und diese für den Bereich non-verbaler Gesten im Rahmen einer pragmatischen Gebrauchstheorie respezifizieren und andererseits das Verhältnis von verbalem und non-verbalem Ausdrucksverhalten bestimmen.

Der Vortrag »Facework, Politeness und die Logik der Herausforderung in Konfliktinteraktionen« von *Oliver Schmidtke* (Frankfurt am Main) diskutierte anhand der Feinanalyse eines prominent gewordenen Fernsehinterviews die Bedeutung des Goffmanschen »Face«-Begriffs im Kontext einer Logik von Herausforderung und Erwidern (Bourdieu) für die soziologische Interaktionsanalyse. Soziolinguistische Kategorien, wie z.B. der drohende Zusammenbruch des *turn takings* und der damit zusammenhängende Gesprächsabbruch, lassen sich als individuelle Teilnehmerstrategien der

Konflikterzeugung und -bewältigung auffassen, mit deren Hilfe kommunikative Interessen gegen Widerstand durchgesetzt werden sollen. Dabei ist das Verhalten jedes einzelnen Teilnehmers als das Ergebnis widerstreitender normativer Anforderungen zu verstehen, die wiederum aus deren Positionierung im sozialen Raum und Institutionengefüge resultieren.

Justus Heck (Bielefeld) systematisierte im Vortrag »Triadische Konfliktbearbeitung in Mediationsinteraktionen« heterogene empirische und theoretische Forschungen zur Mediation in einer interaktionstheoretischen Sekundäranalyse. Heck fragte, welchen Unterschied der vermittelnde Dritte im Mediationsverfahren insbesondere für die latente Funktion der Erzeugung von unwahrscheinlicher Nachgiebigkeit der beteiligten Konfliktparteien macht.

Im Lichte dieser Vorträge lässt sich die Frage des Workshops nach den »Perspektiven der Interaktionsforschung« summarisch mindestens wie folgt beantworten: Erstens kommt der klassische Begriff der sozialen Interaktion durch technische Innovationen ebenso wie durch gesellschaftliche Strukturveränderungen unter Druck und muss in seinen Grenzen immer wieder neu bestimmt werden. Zweitens scheint die empirische Interaktionsanalyse in ihren partikulären Erkenntnissen der Interaktionstheorie weit vorausgeeilt zu sein. Drittens zeichnet sich paradigmengreifend ein Interesse an der Analyse funktional differenzierter bzw. sachlich spezialisierter und hoch formalisierter Interaktionen ab. Viertens muss zusammen mit dem Begriff der Interaktion das Verhältnis geklärt werden, in dem Interaktionen einerseits zu ihren Teilnehmern und andererseits zu anderen Ebenen der Bildung von Sozialität (Organisation, Gesellschaft) stehen. Fünftens ist der Phänomenbereich der Interaktion bestens geeignet, als ein *boundary object* (Susan L. Star) der interdisziplinären Zusammenarbeit zu fungieren.

Olaf Kranz

Habilitationen

Dr. phil. Walter Gehres wurde durch den Fachbereich 1 Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim am 27. Mai 2014 habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Sozialisation und Erziehung im Als-Ob am Beispiel von Pflegefamilien. Zwischen Kompensation und der Förderung selbständiger Lebensbewältigung«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Call for Papers

Zwischen Marktanpassung, Teilhabe und Identitätsarbeit – Erwerbsbiographische Perspektiven von Selbstständigen

Frühjahrestagung des Arbeitskreises »Die Arbeit der Selbstständigen« der Sektion Arbeits- und Industriesozio­logie am 20. und 21. März 2015 an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin

In den letzten Jahren ist ein deutlicher Anstieg der Selbstständigkeit in Deutschland zu verzeichnen, der sich nicht nur in quantitativer Hinsicht zeigt, sondern auch mit einer strukturellen Veränderung der Selbstständigkeit selbst einhergeht. Die sozialen Lagen der Selbstständigen sind durch eine zunehmende Heterogenität geprägt und bilden Prozesse der Destandardisierung von Erwerbsverläufen und Mobilitätsmustern im Kontext veränderter Arbeitsmarkt- und Wohlfahrtspolitiken ebenso ab wie Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen und Generationenbeziehungen. Existenzgründungen erfolgen längst nicht mehr nur im Rahmen institutionalisierter Berufslaufbahnen und als Bestandteil von Karrieren, sondern werden vielfach aufgrund von Zwängen der Arbeitswelt (Outsourcing) wie auch zur Überwindung kritischer Lebensereignisse (Arbeitslosigkeit, Scheidung) vorgenommen. Selbstständigkeit kann auch eine Reaktion auf schlechte Arbeitsbedingungen oder soziale Probleme darstellen (social entrepreneurship) und ist nicht selten eine eher kurze Phase im Lebenslauf. Während die politische Strategie der Förderung von Existenzgründungen aus der Arbeitslosigkeit heraus suggeriert, der Weg zur erfolgreichen Unternehmerin bzw. zum erfolgreichem Unternehmer stünde jeder und jedem offen, zeichnet sich gleichzeitig eine Prekarisierung der Einkommen und sozialen Sicherung vieler Selbstständiger ab. Die heterogenen Erscheinungsformen der Selbstständigkeit konterkarieren gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen der Arbeitswelt – von »normaler« Selbstständigkeit/Unternehmertum, »Normalarbeit«, einem normierten Lebenslauf und normierten Altersrollen.

All dies legt es nahe, das Gründungsgeschehen und die Entwicklungen in der Selbstständigkeit empirisch näher zu untersuchen. Hierbei möchten wir an alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, besonders auch an Nachwuchswissenschaftler/innen appellieren, ihre Forschungsthemen vorzustellen, um in die gemeinsame Diskussion einzutreten

Vor diesem Hintergrund beleuchtet der Workshop das vielschichtige Phänomen der Selbstständigkeit aus einer lebenslaufsoziologischen und akteurszentrierten Perspektive. Selbstständigkeit soll hierbei nicht alleine als erwerbsarbeitsbezogener Status betrachtet werden, sondern in seiner Einbettung in (je spezifisch regulierte) Arbeitsmärkte, Erwerbsverläufe und Lebensarrangements in den Blick genommen werden. Mögliche Determinanten und Folgen von prekärer Selbstständigkeit sollen ebenso zur Sprache kommen wie die mit Selbstständigkeit verknüpften Autonomie- und Selbstbestimmungspotentiale, welche Möglichkeiten der Erwerbsteilhabe versprechen, die jenseits vorgezeichneter und u.a. auch geschlechtstypisch bestimmter Erwerbspositionen liegen. Dabei interessieren vor allem die Wechselwirkungen zwischen institutionellen Settings und deren Programmatiken (bspw. Gründungsförderung im Rahmen des SGB II) und jenen biographischen Prozessen, die mit dem Selbständig-Werden verbunden sind. Ziel ist es, über die Analyse der markt- wie identitätsbezogenen Praktiken von Selbstständigen zu einer erweiterten und konzeptionell genuin soziologischen Verhältnisbestimmung von Selbstständigkeit zu gelangen.

Wir laden alle Interessierten herzlich dazu ein, Beitragsvorschläge einzureichen. Mögliche Themenbereiche sind:

- Welche Kontextbedingungen von Unternehmensgründungen und Selbstständigkeit zeigen sich (Berufsbiographien, Haushaltssituation, Partnerschaften, politisch-rechtliche Rahmenbedingungen, Marktdynamiken etc.)?
- Wie lassen sich Existenzgründungen im Kontext wohlfahrtsstaatlicher Interventionen jenseits des Labels Notgründungen konzeptionell fassen und welche Handlungsmuster lassen sich empirisch rekonstruieren?
- Mit welchen biographischen Prozessen ist Selbstständigkeit verbunden und wie wird die Statuspassage Existenzgründung motiviert und bewältigt? Welche Strategien der Identitätsarbeit unter Markterfordernissen lassen sich zeigen?
- Durch welche und in welchen institutionellen und sozialen Praxen erfolgt die gesellschaftliche Adressierung von Individuen als unternehmerische Persönlichkeit und wie wird diese angeeignet und ausgestaltet?

- Wie sind Gründungen in einer Lebenslaufperspektive motiviert? Geht es z.B. um die Stabilisierung gebrochener Erwerbsbiographien oder den drohenden Ausschluss von Erwerbsarbeit, um beruflichen und sozialen Aufstieg oder um die Verwirklichung von (beruflichen) Idealen?

Die Tagung findet an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin, Badensche Str. 50-51 in 10825 Berlin statt und wird organisiert von Prof. Dr. Claudia Gather (HWR Berlin), Dr. Lena Schürmann (HWR Berlin) und Laura Hanemann (Friedrich-Schiller-Universität Jena) für den AK »Die Arbeit der Selbstständigen«. Wir laden zur Einreichung von Abstracts mit maximal 3000 Zeichen (inklusive Leerzeichen) ein. Bitte senden Sie Ihren Vorschlag bis zum **12. Januar 2015** an folgende Kontaktadresse:

Prof. Dr. Claudia Gather
E-Mail: gather@hwr-berlin.de

Religiöse Kommunikation und weltanschauliches Wissen. Kommunikative Konstruktionen unabweisbarer Gewissheiten und ihre gesellschaftlichen Wirkungen

Frühjahrstagung der Sektion Wissenssoziologie am 7. und 8. Mai 2015 an der Universität Bayreuth

Religiöses Wissen bezeichnet nicht allein die besonderen Bestände religiöser Traditionen, sondern auch weltanschauliche Überzeugungen. Es ist vor allem durch seine Funktion bestimmt, letztgültigen Sinn zu vermitteln. Ziel der Tagung ist es, sich mit Spielarten solch besonderer Wissensformen zu befassen, die als *religiös* bzw. mit *weltanschaulichem* Anspruch auftreten. Ein besonderer Schwerpunkt soll auf der Frage liegen, in welchen Formen dieses religiöse oder weltanschauliche Wissen kommuniziert wird. Dabei reicht die Spannweite von kommunikativen Mustern und Gattungen über Events und soziale Veranstaltungen bis zu Kommunikationsmedien und breiteren diskursiven Formationen. Die Veranstaltung behandelt sowohl gesellschaftstheoretische, empirische wie methodologische Fragen:

- (1) *Empirische Studien* zu religiösen und weltanschaulichen Kommunikationsgattungen, Veranstaltungsformen und Diskursen

- (2) *Methodische* Zugriffe für die Analyse religiöser Kommunikation und die Weltanschauungsanalyse
- (3) *Theoretische* Beiträge zu wissenssoziologischen Aspekten religiösen und weltanschaulichen Wissens

Inhaltlich sollen Beiträge diskutiert werden, die sich auf Fragen aus dem folgenden Spektrum beziehen: Welche Spielformen religiösen bzw. weltanschaulichen Wissens lassen sich gegenwärtig bestimmen? Welche Rolle spielen derartige Wissensformen hierzulande? Wie wird heute religiöses Wissen erzeugt, verbreitet und angeeignet? Welche Kommunikationsformen, Verbreitungsmedien und Veranstaltungsformen werden dabei eingesetzt? Welche Rückwirkungen hat das auf die gesellschaftliche Geltung religiösen Wissens und welche Wirksamkeit können die daraus abgeleiteten Ethiken unter den Bedingungen pluralisierter und differenzierter moderner Gesellschaften erzielen? Welchen Einfluss haben diese Wissensformen auf Lebensführung und Identitätsbildung unserer Zeitgenossen im Schnittpunkt von unbezweifelbaren Heilsgewissheiten, immensen persönlichen Wahlmöglichkeiten und wachsenden Entscheidungszumutungen? Wie weit können religiöse Überzeugungen die Lebensführung heute (noch oder wieder) determinieren? Und wie werden in einer pluralen Gesellschaft, die sich dem Toleranzgebot verpflichtet sieht, Geltungskonflikte reguliert? Wie artikulieren sie sich unter den Bedingungen einer modernen, aufgeklärten bzw. »(post)säkularen« Gesellschaft? Wo erzeugt religiöses Wissen Konflikte und wie affizieren diese den geltenden gesellschaftlichen Konsens von Glaubens-, Denk und Redefreiheit?

Interessierte senden ihre Beitragsvorschläge im Umfang von etwa einer Seite bitte bis zum **14. Januar 2015** an:

Bernt Schnettler

E-Mail: schnettler@uni-bayreuth.de

Konflikt(e) um Arbeit

Frühjahrs-Tagung der Sektion Arbeits- und Industriesozio­logie am 11. und 12. Juni 2015 in Göttingen

Arbeit ist ohne Konflikt nicht zu haben. Die Transformation von Arbeitsvermögen in Arbeitsleistung im betrieblichen Kontext ist ein zutiefst konfliktträchtiger Prozess, in dem die Interessen von Arbeit und Kapital aufeinandertreffen und an dem sich diverse mikropolitische Auseinandersetzungen entzünden. Die Regulierung von Arbeit (im nationalstaatlichen wie transnationalen Kontext) findet in einem spannungsgeladenen Kraftfeld statt, das stetiger Neujustierung unterworfen ist. Die Arbeits- und Industriesozio­logie ist aufgrund ihres marxistisch inspirierten Theoriebestandes bestens als »Konfliktforschung« gerüstet. Dennoch findet eine dezidierte Untersuchung von Konflikten nur vereinzelt statt. Dies hängt zum einen mit vorherrschenden empirischen Fokussierungen, zum anderen mit (veränderten) Formen arbeitspolitischer Auseinandersetzung zusammen. In den intensiv arbeitssoziologisch beforschten Bereichen der Arbeitswelt, den männlich dominierten Großbetrieben der Industrie, brechen Konflikte um Arbeit (jenseits ritualisierter Warnstreiks) zumindest in Deutschland selten auf, da korporatistische Strukturen der Konfliktbeilegung besonders erfolgreich etabliert worden sind. In anderen Branchen und Betrieben, die eher durch prekäre Arbeitsverhältnisse und zunehmend weibliche Belegschaften geprägt sind, nehmen Konflikte um Arbeit (und sogar institutionalisierte Arbeitskämpfe) zwar zu, doch die (bislange einzelten) Analysen dieser Konflikt­eruptionen werden eher selten daraufhin befragt, welche Konsequenzen sie für das jeweilige System von Konfliktregulierung haben. Bei hochqualifizierten Angestellten hingegen, so wird argumentiert, verliefen Konflikte um Arbeit individualisiert und seien von den Beschäftigten derart verinnerlicht, dass sie im Gefolge neuer Steuerungskonzepte vor allem im eigenen Kopf und gegen sich selbst ausgetragen werden. Kursiert nun die These, dass die größte weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise seit 1929 (zumindest in Deutschland) eine »Krise ohne Konflikt« gewesen sei bzw. in Form des Krisen­korporatismus sogar neue und sehr effektive Formen der Konfliktvermeidung hervorgebracht habe, so wirft dies die Frage auf, ob (speziell kollektive) Konflikte um Arbeit tatsächlich keine Rolle mehr spielen oder sich (etwa in Formen von *labour unrest*, wie sie Beverly Silver beschreibt) allenfalls jenseits der Zentren kapitalistischer Entwicklung manifestieren. Im Rahmen

unserer Frühjahrstagung 2015 wollen wir daher eine Bestandsaufnahme (vor allem) zu folgenden Fragen vornehmen:

- Woran entzündeten sich derzeit Konflikte um Arbeit (in Deutschland und in anderen Weltregionen) – und woran nicht? Wie lässt es sich erklären, wenn latente Konflikte nicht manifest werden?
- Haben Konflikte um Beschäftigung die alten Konflikte um Arbeit abgelöst?
- Welche neuen Formen der Konfliktaustragung entstehen – wer sind die Akteure, die diese Konflikte führen, und in welchem Verhältnis stehen sie jeweils zu etablierten Strukturen kollektiver Interessenvertretung?
- Was ist der Ort von aktuellen Konflikten um Arbeit: Ist der Fokus auf Betrieb bzw. Branche weiterhin angemessen?
- Sind Konflikte um Arbeit noch klar abgrenzbar – oder sind etwa die Übergänge zu Konflikten um sozialen Raum fließender geworden?
- Welche Rolle spielt der Nationalstaat für Konflikte um Arbeit – und welche kommt transnationaler Regulierung oder internationaler Solidarität zu?
- Ist aus transnationaler Perspektive tatsächlich eine Zangenbewegung feststellbar, weil kollektive Konflikte um Arbeit z.B. in Deutschland informeller, außerhalb der kapitalistischen Zentren hingegen formalisiert werden – oder findet in beiden Fällen eine Polarisierung zwischen hochregulierten Branchen und jenen statt, in denen Korporatismus nicht greift? Welche Folgen hatte hier die ökonomische Krise ab 2008?

Ausdrücklich erwünscht sind neben Beiträgen zu Deutschland auch solche, die andere europäische oder außereuropäische Konstellationen thematisieren. Wenn Sie Interesse an einem Beitrag haben, dann senden Sie bitte ein maximal 1-seitiges Abstract mit Titel und Ihren Kontaktdaten bis zum **31. Januar 2015** per Email an alle drei unten genannten Mitglieder des Vorstandes. Die Begutachtung erfolgt durch den Vorstand der Sektion. Die Benachrichtigung über die Annahme des Vortrages erfolgt bis Ende Februar 2015. Vortragsmanuskripte müssen bis Ende Mai eingereicht werden und sind für die Publikation in den AIS-Studien (Heft 2/2015) vorgesehen.

Dr. Wolfgang Dunkel

E-Mail: wolfgang.dunkel@isf-muenchen.de

Prof. Dr. Kerstin Jürgens

E-Mail: juergens@uni-kassel.de

Prof. Dr. Nicole Mayer-Ahuja

E-Mail: nicole.mayer-ahuja@sowi.uni-goettingen.de

Tagungen

Ethnographische Perspektiven auf Macht- und Ungleichheitsverhältnisse

Methodenworkshop am 16. und 17. Februar 2015 an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Fakultät für Bildungswissenschaften

Die Notwendigkeit und gleichzeitige Herausforderung, mit sozialer Diversität und Ungleichheit im Kontext von Bildung bzw. in Bildungs-, Erziehungs- und Unterstützungsinitiativen adäquat umzugehen, ist in erziehungswissenschaftlichen Diskussionen der letzten Jahre verstärkt thematisiert worden.

Gleichzeitig wird als geeigneter Weg zur Erforschung von sozialen Differenzen in pädagogischen Feldern in aktuellen Veröffentlichungen immer wieder auf die Forschungsstrategie der Ethnographie verwiesen. An diese Debatte wird im Workshop angeknüpft, wobei der Fokus insbesondere auf die Potenziale der Ethnographie zur Analyse von Geschlechterverhältnissen und sozialer Ungleichheit gerichtet werden soll.

Der Methodenworkshop startet mit zwei öffentlichen Plenar-Vorträgen von Anja Tervooren, (Universität Duisburg-Essen) und Dennis Beach (Universität Göteborg). Anschließend wird im Rahmen eines eintägigen Interpretations-Workshops in zwei verschiedenen Gruppen unter der Leitung ausgewiesener Expertinnen (Kerstin Rabenstein, Universität Göttingen, Claudia Machold, Universität Bielefeld) ethnographisch erhobenes Material interpretiert.

Die Interpretationsworkshops richten sich v.a. an Forscher_innen, die im Rahmen eines Promotions- oder Drittmittelprojekts mit ethnographischen Methoden zu Fragen sozialer Ungleichheit im Bildungsbereich forschen. Für die Teilnehmenden besteht die Möglichkeit, ein eigenes (auch erst geplantes) Projekt bzw. eigenes Datenmaterial vorzustellen.

Die Anmeldung für die passive Teilnahme an den Workshops sollte bis zum **15. Januar 2015** erfolgen. Es gibt eine begrenzte Teilnehmer_innenzahl von 30 Personen.

Organisation: Prof. Dr. Bettina Fritzsche, Prof. Dr. Christine Riegel, Prof. Dr. Uwe Bittlingmayer, Pädagogische Hochschule Freiburg, Fakultät für Bildungswissenschaften. Die Kontaktadresse für die Anmeldung lautet: weitkaemper@ph-freiburg.de.

Beyond methodological dualism: Combining qualitative and quantitative data

Workshop, February 9 and 10, 2015, Bielefeld University, Center for Interdisciplinary Research, SFB 882 – From Heterogenities to Inequalities

There is a long tradition of mixed methods research in the social sciences: *Marienthal: The Sociography of an Unemployed Community* by Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld et al. (1933) was pioneering in this regard as it combined various types of data. Today, mixedmethods research and triangulation studies are popular in social scientific fields such as sociology, education sciences, and economics, and a number of comprehensive books have been published on the subject. The focus of this international workshop is on linking quantitative datasets with qualitative studies. Methodologically integrated study designs combine different perspectives on social phenomena. Thus, they offer an opportunity to analyze different aspects and draw conclusions from the analysis.

However, good mixed methods research is based on knowledge about the two methodological approaches and about the methodological, theoretical, and analytic challenges specific to integrating various logical approaches to research. In order to address all these aspects, the conference combines three event formats: Plenary lectures by invited keynote speakers will present an overview of mixed-methods approaches and designs and discuss possibilities for combined sampling and analysis. These aspects will be explored further in methodological workshops based on different studies and research questions, which will offer a forum for exchanging experiences about practical and methodological research questions. The potential of mixed methods research will be discussed on the basis of concrete studies in thematic workshops that will cover the following research fields: labor market, social inequality, family, and migration. The goal of the event is to discuss ongoing research

projects, to increase knowledge, to exchange experiences, and to network across disciplines, methodologies, and national boundaries.

The event's target group is researchers in sociology, economics, political science, educational science, and psychology who work or plan to work with mixed methods or triangulation and who are interested in sharing experiences with mixed methods designs in practical research.

Organisation: Andrea Hense, Ingrid Tucci, Michael Grüttner, and Laura Bernardi. The workshop is open to a limited number of participants. Make sure you register before **January 18, 2015!** For further information and registration, please contact: mm.conference.bielefeld@gmail.com.

Internal Migration and Commuting in International Perspective

Symposium from 4 to 6 February 2015 in Wiesbaden

During the past several years, research on spatial mobility has experienced a substantial upswing within the social sciences. This development has arisen due to the increasing demands for spatial mobility on the labour markets and the rising importance of multi-local living arrangements due to demographic developments. The following two main types of mobility are at the centre of the debate: a *change of residence* over a socially meaningful distance (migration), e.g., due to a new occupation or marital separation, and long-distance *commuting* between place of residence and place of work. From this perspective, a broad agenda of interesting topics arise in the social sciences, including the following questions:

What forms and patterns of mobility and mobile living arrangements are observed, and how can we explain their development? Which population groups are spatially mobile, and which groups face mobility restrictions? What are the consequences of various forms of spatial mobility for individual life courses and families? What role does spatial mobility play in cities and regions?

The main goal of this symposium is to promote fruitful research on these questions through an international perspective. The comparison of results from different countries and regions allows the identification of common mobility patterns and overall trends, whereas differences shed light on the rele-

vance of institutional, cultural and economic influences. The international perspective enriches our empirical and theoretical understanding of mobility processes.

This conference offers the opportunity to exchange concepts and findings regarding spatial mobility in an extensive manner, thereby exceeding the opportunities that are typically offered at established international conferences. We are pleased to announce that the following internationally known experts in spatial mobility research will be keynote speakers at this symposium: Maarten van Ham, Hill Kulu, Clara Mulder, Jos van Ommeren, and Michael Wagner. Contributions to the conference will discuss the following topics:

1. Explaining the Process of Spatial Mobility and Immobility
2. Spatial Mobility and Family Development
3. Spatial Mobility, Dual-Earner Households and Occupational Career
4. Spatial Mobility, Intergenerational Relations and Social Networks
5. Spatial Mobility, Well-Being and Health
6. Patterns of Spatial Mobility

The conference is organised by Stefanie Kley and Natascha Nisic, both University of Hamburg, in cooperation with Norbert F. Schneider and Heiko Rürger at the Federal Institute for Population Research BiB, Wiesbaden. For further information please contact

Stefanie Kley

E-Mail: stefanie.kley@uni-hamburg.de

Natascha Nisic

E-Mail: natascha.nisic@wiso.uni-hamburg.de

Heiko Rürger

E-Mail: heiko.rueger@bib.bund.de

Editorial zum ersten Heft der »Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« (1-72/73).

Zum Beginn

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie hat sich entschlossen, ein regelmäßiges Mitteilungsblatt herauszugeben. Dieser Entschluß bedurfte sorgfältiger Begründung und ist dennoch ein Wagnis.

Zunächst erscheint es angemessen, daß ein Verein mit etwa 400 weit verstreuten Mitgliedern ein Organ zur Information und Kommunikation unterhält. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie hat sich bisher mit den guten Diensten der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie beholfen. Diese Praxis, von Leopold von Wiese schon in den zwanziger Jahren begründet und nach dem Kriege wieder aufgenommen, wurde von René König bereitwillig fortgeführt. Ihm sei dafür herzlich gedankt. Die damit bestehenden Möglichkeiten waren naturgemäß beschränkt auf die Veröffentlichung von gelegentlichen „vereinsoffiziellen Mitteilungen“: Ergebnisse der Vorstandswahlen, Beschlüsse zur Geschäftsführung der Gesellschaft, Ankündigung von Soziologentagen. Eine umfassende Unterrichtung der Mitglieder über die Tätigkeit der Gesellschaft, ihrer Sektionen und Ausschüsse, war ebenso wenig möglich wie eine Diskussion unter den Mitgliedern über Fragen, die in den Rahmen der Aufgaben der Gesellschaft fallen. Dies ist vielfach beklagt worden. Viele Mitglieder erwarten von der Gesellschaft mehr Informationen und die Möglichkeit des Meinungsaustausches. Dies ist aber nur durch ein regelmäßig erscheinendes und von der Gesellschaft selbst herausgegebenes Mitteilungsblatt möglich.

Andererseits war zu prüfen, ob die Deutsche Gesellschaft für Soziologie eine eigene soziologische Zeitschrift herausgeben sollte, nachdem heute neben der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie und der Sozialen Welt mit der Zeitschrift für Soziologie eine dritte Fachzeitschrift besteht. Auch wenn das beständige Wachstum der Soziologie in Deutschland ein steigendes Angebot von veröffentlichungswürdigen Manuskripten erwarten läßt, so ist doch eine neue soziologische Zeitschrift in mancher Hinsicht nicht unproblematisch, zumal wenn sie zugleich als das „vereinsoffizielle“ Blatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zu gelten hätte.

Neben der Herausgabe einer allgemeinen soziologischen Zeitschrift bot sich der *American Sociologist* in der Form, in der diese Zeitschrift von 1965 bis 1971 erschien, als Modell an: die Verbindung eines Mitteilungsblattes der Gesellschaft mit einer Zeitschrift, die sich speziell Fragen der soziologischen Profession zuwendet. Angesichts der zunehmenden Einfügung der Soziologie in das gesamte tertiäre Bildungswesen und der damit verbundenen Problematik der Lehre, der prekären Lage der Forschung, ihrer organischen weiteren Förderung und schließlich der notwendigen Entfaltung der Berufschancen für eine wachsende Zahl

wissenschaftlich tätiger Soziologen scheint eine Zeitschrift, die sich auf diese Gegenstandsbereiche konzentriert, gerechtfertigt werden zu können.

Ein erster Vorschlag in dieser Richtung wurde dem Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bereits Anfang 1968 vorgelegt. Durch die Änderung der Satzung und der damit verbundenen mehrjährigen Lähmung der Handlungsfähigkeit der Gesellschaft konnte dieser Plan erst 1972 verwirklicht werden. Nach Vorberatungen im Vorstand hat das Konzil der Herausgabe einer solchen Zeitschrift auf seiner Sitzung am 11. Dezember 1971 zugestimmt. Sie soll allen Mitgliedern kostenlos zugestellt werden und in einer Form erscheinen, die ihren Vertrieb über den Markt ermöglicht. Um die dafür erforderlichen Mittel bereitstellen zu können, mußte auch eine Erhöhung der Mitgliedsbeiträge vorgenommen werden. Schließlich ist es gelungen, mit dem Athenäum Verlag einen Vertrag abzuschließen, der diese Ziele auf eine für die Mitglieder unserer Gesellschaft günstige Weise zu erreichen verspricht. Es wird ferner beabsichtigt, die Herausgabe der Zeitschrift einem vom Konzil gewählten Redaktionskomitee zu übertragen, wofür noch die geeigneten Formen gefunden werden müssen. Um das Erscheinen der ersten Hefte nun nicht weiter zu verzögern, hat zunächst der Vorstand die Herausgabe selbst übernommen.

Die hiermit erscheinende Zeitschrift soll sich insbesondere folgenden Fragen zuwenden: Berichte und Untersuchungen zur Entwicklung der Soziologie in Deutschland, zur Rolle der Soziologie im Bildungswesen und zur Lehre der Soziologie; zur Entwicklung der Forschung und ihrer institutionellen Gestaltung und zu den Berufschancen für Soziologen. Innerhalb des so umschriebenen Bereiches sollen auch Dokumentationen vorgelegt werden (Studien- und Prüfungsordnungen, Organisationsstatute und Tätigkeitsberichte) sowie Literaturrezensionen erfolgen. Hinzu treten Mitteilungen und Nachrichten der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Berichte über die Verhandlungen des Konzils, Beschlüsse des Vorstandes, Tätigkeiten der Sektionen und Ausschüsse. Schließlich ist auch an die Veröffentlichung von Personalnachrichten gedacht. Nach einiger Zeit des Experimentierens wird sich eine deutlichere redaktionelle Gestaltung herausbilden, die sich im übrigen auch an die von den Mitgliedern der Gesellschaft und den Bezieher der Zeitschrift geäußerten Wünsche anpassen wird.

Wir hoffen, mit dieser Zeitschrift ein Organ der Information und Diskussion über Soziologie zu schaffen, das über den Kreis der Mitglieder der Gesellschaft hinaus der weiteren Entwicklung der Soziologie in Deutschland dienen soll.

Für den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: M. Rainer Lepsius

Stephan Lessenich

Die Externalisierungsgesellschaft

In der Externalisierungsgesellschaft leben die Leute nicht über ihre Verhältnisse, sondern über die Verhältnisse anderer. Sie funktioniert im Modus der Ausbeutung: Über die Externalisierung von Zwängen werden die eigenen Freiheiten geschaffen, mittels Zerstörung fremder Lebenswelten die eigenen Lebenschancen gesichert. Es sind die multiplen, zwischen- wie innergesellschaftlichen Ausbeutungsarrangements, aus deren Zusammenschau sich erst das überaus komplexe Bild einer globalisierten Externalisierungsgesellschaft ergibt. Für eine Soziologie auf der Höhe ihrer gesellschaftlichen Zeit ist die Ausblendung dieser Externalisierungsbeziehungen gesellschaftsanalytisch nicht mehr möglich.

In the externalization society, people do not live beyond their means, but beyond the means of others. The externalization society is a fundamentally exploitative arrangement: the liberties and life chances enjoyed by some are based on the discipline and deprivation suffered by others. The entire arrangement of inter- and intrasocietal relations of exploitation makes up for an adequate picture of the globalized externalization society. Sociology is challenged not to ignore this social reality of entangled lives and interdependent life chances if it is to be taken seriously.

Nicole Holzhauser

Warum die Flugzeuge nicht landen

Aus Anlass des 40-jährigen Jubiläums der berühmten Abschlussrede von Richard P. Feynman am Caltech wurde der Beitrag »Top Ten Soziologie« von Jürgen Gerhards aus Heft 2-2014 der SOZIOLOGIE ausgewählt, um basale Anforderungen an das wissenschaftliche Vorgehen zu erläutern. Es werden Ausführungen von Feynman herangezogen, um die wesentlichen Unterschiede zwischen Wissenschaft und Pseudowissenschaft zu charakterisieren. Der Beitrag von Gerhards wird vor diesem Hintergrund exemplarisch einer theoretischen und methodenkritischen Diskussion unterzogen.

On the occasion of the 40th anniversary of Richard P. Feynman's famous speech at Caltech, the contribution »Top Ten Sociology« by Jürgen Gerhards published in SOZIOLOGIE 2-2014 has been selected in this article to discuss basic requirements of the scientific approach. The statements of Feynman (1974) are being used, to characterize the differences between science and pseudoscience. Against this background, the contribution of Gerhards is being used to exemplify critical theoretical and methodological questions

Stefan Kühl

Die publikationsorientierte Vermittlung von Schreibkompetenzen

Das Abfassen von wissenschaftlichen Texten ist eine der zentralen Fähigkeiten, die von Studierenden erwartet wird. Trotz einer Vielzahl von Handreichungen zur Vermittlung von Schreibkompetenzen fehlt es an Konzepten, wie Studierenden diese Fähigkeit vermittelt werden kann. In diesem Artikel wird ein Konzept vorgestellt, wie Studierende ihre Schreibfähigkeiten verbessern können, in dem sie systematisch an den wissenschaftlichen Publikationsprozess herangeführt werden. Am Beispiel unterschiedlicher Textformen – Artikel, Rezension, Buch, Forschungsantrag und Blog – werden konkrete Projekte präsentiert, in denen studentische Arbeiten zur Publikation gebracht wurden.

The ability to write scientific papers is crucial for students. Although a lot of instructions exist that should help them develop their writing skills, promising concepts are still missing. This article shows how students can improve their writing skills by making them familiar with the process of scientific publication. We illustrate our approach by showing how student papers that have been successfully published as articles, reviews, books, research applications or Internet blogs.

C. Schneijderberg, D. Beit-Yaghoub, N. Goßmann, J. Heyde, N. Kornke, M. Kuznetsova, J. Meemann, S. Tieke, M. Tödloff Viele Daten – wenig Information für Studieninteressierte?

Der Beitrag stellt die Ergebnisse einer Untersuchung zu Informationen zu Soziologie und zum Bachelorstudium für Studieninteressierte auf Internetseiten der Soziologieinstitute vor. Anhaltspunkte zur Informationssuche und zum Wissen über Soziologie wurde in Interviews mit Studierenden an einer Universität gewonnen. Eine darauf aufbauende Dokumenten- und Internetanalyse zeigen u.a., dass es ein teilweise starkes Gefälle zwischen vorhandenen Daten und ihrer Transformation in Information gibt. Des Weiteren wird mit www.sozio-logie-studieren.de ein Online-Angebot mit Informationen über Soziologie, Soziologiestudium und Studienorte vorgestellt.

The study analyses information about sociology and study programs of sociology on websites of departments of sociology at public universities in Germany. First interviews with students at one university were conducted about their information search behavior and knowledge about sociology. Based on this a document and internet analysis shows that there is a considerable gap between data available on the websites and their transformation into information. Finally the website www.sozio-logie-studieren.de is presented containing basic information about sociology, studying sociology and sociology programs.

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen: Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei zwei Autor/innen beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei drei und mehr Autor/innen nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren Autor/innen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

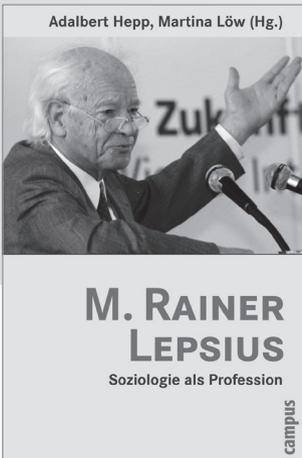
Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte ein Kontingent von 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.

Soziologie als Profession



Adalbert Hepp, Martina Löw
M. Rainer Lepsius
Soziologie als Profession

2008. 178 Seiten. € 16,90
ISBN 978-3-593-38322-4

M. Rainer Lepsius, geboren 1928, hat die Etablierung und Institutionalisierung der Soziologie seit dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik und nach der Wende in den neuen Bundesländern entscheidend mitgestaltet. Im Gespräch mit Adalbert Hepp und Martina Löw gibt er Auskunft über seine Erfahrungen im Nationalsozialismus und im Krieg sowie über seine akademische Karriere, in deren Verlauf er zu einer tragenden Figur der deutschen Soziologie wurde. Er äußert sich zu allgemeinen Fragen hinsichtlich der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung, über die Beziehungen der Menschen zueinander, über Wissen und Glauben, und er plädiert für die Soziologie Max Webers. Der Band wird ergänzt durch autobiografische Texte und einen Aufsatz über die Rationalitätskriterien der Soziologie.

Soziale Kälte in einem reichen Land



Christoph Butterwegge
Hartz IV und die Folgen
Auf dem Weg in eine
andere Republik?

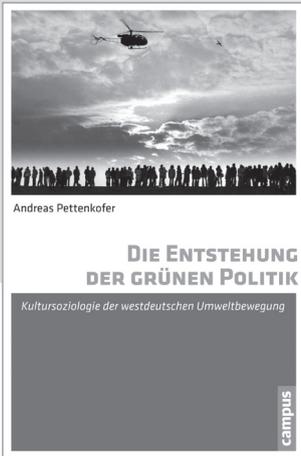
2014, 290 Seiten
broschiert
€ 16,95
ISBN 978-3-7799-3234-5

Durch die Hartz-Reformen ist Deutschland zu einer anderen Republik geworden. Denn dieses Gesetzespaket hat nicht bloß das Armutsrisiko von (Langzeit-)Arbeitslosen und ihren Familien erhöht, sondern auch einschüchternd und disziplinierend gewirkt. Belegschaften, Betriebsräte und Gewerkschaften wurden unter Druck gesetzt, Lohn- und Gehaltseinbußen sowie schlechtere Arbeitsbedingungen zu akzeptieren. Ein ausufernder Niedriglohnsektor gehörte ebenso zu den Folgen wie gesellschaftliche Entsolidarisierungstendenzen und größere soziale Kälte.

Aus dem Inhalt:

- Wohlfahrtsstaatsentwicklung, Arbeitsmarktpolitik und Sozialreformen in der Weimarer Republik
- Entstehungsgeschichte, theoretische Grundlagen und Rahmenbedingungen der rot-grünen Reformen
- Die sog. Hartz-Kommission, ihre Reformmatrix und deren Umsetzung
- Das rot-grüne Reformprogramm der Agenda 2010
- Hartz IV – das Herzstück der Reformagenda
- Auf dem Weg zu „Hartz V“ bzw. zu einem noch rigideren Armutsregime?
- Individuelle und gesellschaftliche Auswirkungen der Hartz-Gesetze
- Hartz IV und seine „Nutznießer“ im Zerrspiegel der Massenmedien

Aktuelle Neuerscheinung



Andreas Pettenkofer

Die Entstehung der grünen Politik
Kultursoziologie der westdeutschen
Umweltbewegung

2014. 383 Seiten. € 34,90
ISBN 978-3-593-39417-6

30 Jahre nach ihrer Gründung sind Die Grünen eine etablierte politische Kraft. Diese Situation erscheint uns heute selbstverständlich, tatsächlich ist sie jedoch das Ergebnis eines ebenso unwahrscheinlichen wie einschneidenden Wandels in der politischen Kultur. Dieser ist maßgeblich auf jene neue linke Bewegung zurückzuführen, die in den 1960er-Jahren in Gang kommt und zunächst als Studentenbewegung prominent wird. Andreas Pettenkofer zeigt, wie und warum das »grüne« Deutungsmuster in den Protestbewegungen der alten Bundesrepublik schrittweise entstand und wie daraus die Gründung einer neuen Partei denkbar und durchführbar wurde. Er führt damit exemplarisch vor, welche Möglichkeiten die Untersuchung sozialer Bewegungen für die Erklärung kulturellen Wandels bietet.

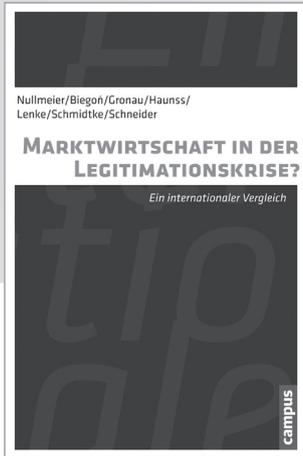


campus.de

campus

Frankfurt. New York

Aktuelle Neuerscheinung



Frank Nullmeier, Dominika Biegorń,
Jennifer Gronau, Sebastian Haunss,
Falk Lenke, Henning Schmidtke,
Steffen Schneider

Marktwirtschaft in der Legitimationskrise?

Ein internationaler Vergleich

2014. 253 Seiten. € 34,90
ISBN 978-3-593-50209-0

Auch ökonomische Ordnungen können an Legitimität verlieren. Viele Beobachter erwarteten, dass mit der Finanzmarkt- und der Eurokrise die Marktwirtschaft in die Kritik geraten würde. Der Band zeigt in empirischen Analysen für vier Länder über 15 Jahre, wie sich die öffentliche Aufmerksamkeit und die Bewertung von Marktwirtschaft und Kapitalismus verändert haben. Ob die Marktwirtschaft in eine Legitimationskrise geraten ist oder ein andauerndes Unbehagen an der Ökonomie dominiert, wird in diesem Buch untersucht.